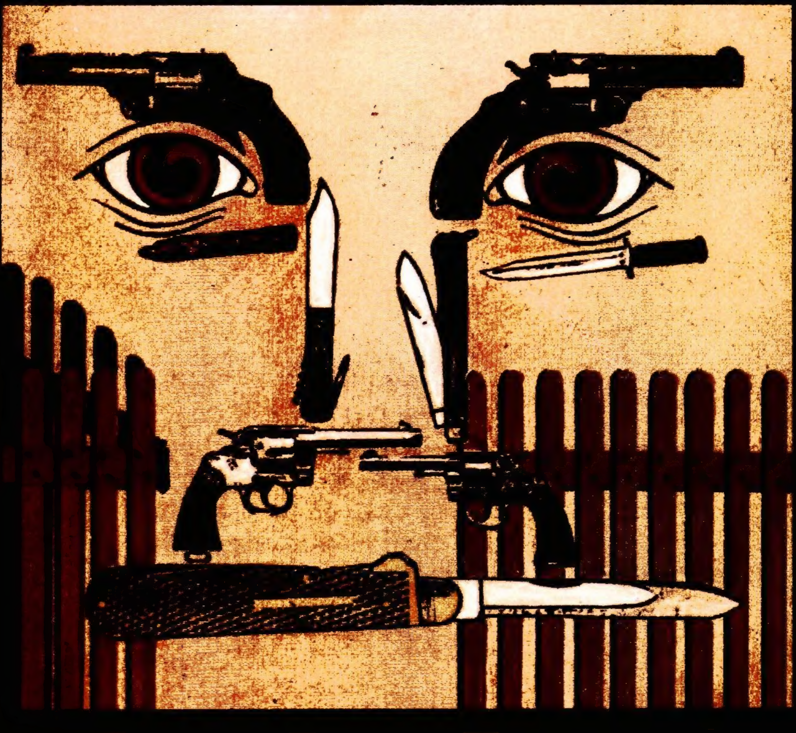
BLAULICHT 243

Gerhard Johann ★★★★★★

# Ermordete leben nicht lange



Blaulicht 243

# Gerhard Johann
# Ermordete leben nicht lang

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Daß ich für einige Zeit zum Stammgast in einer Bahnhofsgaststätte wurde, hatte besondere Gründe. Es begann damit, daß ein sommerlicher Gewitterregen von sintflutartigem Ausmaß niederging. Meine Kleidung war auf so etwas nicht eingestellt, bestand sie doch nur aus Jeans und einem kurzärmligen Hemd. So rettete ich mich zunächst in den Bahnhof und danach in die längs der Straße liegende Gaststätte.

Nachdem ich mit dem auch schon feuchten Taschentuch die Tropfen auf meiner Brille verschmiert hatte, blieb ich für ein paar Sekunden im Eingang stehen, um nach einem freien Tisch zu suchen. Diese Absicht wurde mir dadurch erschwert, daß ich den Raum wie vernebelt sah. Lag es an den beschlagenen Brillengläsern oder am Tabaksqualm, in den alles gehüllt war – ich weiß es nicht. Ich begann umherzuwandern und schlängelte mich zwischen Tischen und Stühlen, Reisetaschen, Koffern und ausgestreckten Beinen hindurch. Einen freien Tisch fand ich nicht.

Ich setze mich nicht gern zu Fremden an den Tisch. So etwas ist mir zuwider, weil ich mich dabei wie ein Eindringling fühle, einer, dem nichts anderes zugetraut wird, als daß er unter allen Umständen soviel wie möglich von den intimsten Gedanken und Gesprächen der schon Dasitzenden erfahren will.

Da ich nicht in den Regen zurück wollte, blieb mir keine andere Wahl, ich mußte mir an einem besetzten Tisch einen freien Platz suchen. An einem Tischchen mit nur zwei Stühlen sah ich einen älteren Mann sitzen. Er sah recht passabel aus und machte mir nicht den Eindruck, als werde er mich groß belästigen. Da er allein war, blieb es mir erspart, so zu tun, als hörte ich nicht auf fremde Dialoge, was ich denn ohnehin nicht vorhatte.

»Gestatten Sie, ist dieser Platz noch frei?«

Der Mann schaute hoch und nickte. Mehr nicht. Ich schloß daraus, daß er nicht allzu gesprächig sein mochte. Das war mir lieb.

Daß ich mich darin getäuscht hatte, sollte mir erst später klarwerden.

Nachdem ich mich gesetzt hatte, spürte ich, wie mein Gegenüber hin und wieder einen kurzen Blick auf mich warf, er taxierte mich: meine Gefährlichkeit, meine Redseligkeit? Ich weiß es nicht. Er benahm sich dabei so, als täte er etwas Unerlaubtes. Sobald ich ihn ansah, schlug er die Augen nieder. Sehr wichtig nahm ich das alles nicht, war ich doch froh, dem Regen entkommen zu sein und einen Platz gefunden zu haben.

Dennoch war die Situation am Tisch noch immer ungeklärt. Sollte ich schweigen? Oder erwartete der Mann, daß ich ein Gespräch mit ihm anfinge? Es liegt mir überhaupt nicht, Belanglosigkeiten und Gemeinplätze zu verbreiten: Ein schauderhaftes Wetter ist das wieder, nicht wahr? Ein verregneter Sommer, das hatten wir schon. Sind Sie auf der Durchreise? Oder auf Urlaub? Unangenehm, dieser Qualm hier ...

Er kam mir zuvor. »Wissen Sie, was ein Krikidol ist?«

Er sah mich nun voll an und wagte es sogar, mit einem Auge zu blinzeln. Vielleicht war das aber nicht Absicht.

»Ein was?«

»Ein Krikidol.«

Ich mußte gestehen, daß ich von diesem Gesprächsbeginn etwas frustriert war. Lief der nicht ganz rund? Das hatte mir noch gefehlt. Vorsichtig schaute ich mich nach einem anderen freien Platz um. Da ich bis dahin nichts bestellt hatte, besaß ich noch meine Mobilität. Der Mann schaute mich, wohl eine Antwort erwartend, ununterbrochen an. Ich hätte vorher wissen können, daß es nicht gut geht.

»Keine Ahnung«, sagte ich so überdrüssig, wie es mir möglich war.

»Das dachte ich mir. Sie wissen nicht, was ein ›Krikidol‹ ist? Ganz einfach: das letzte Krokodil vor der mittelhochdeutschen Lautverschiebung.«

Ich lachte nicht, und er lachte auch nicht, noch nicht. Aber er ließ sich keine meiner Reaktionen entgehen. Da ich aber ein Eindringling, ein Spätergekommener war, er dagegen ein Alteingesessener an diesem Tisch, mahnte ich mich zur Höflichkeit. Ich verzog also meine Miene zu einem müden Lächeln, mehr nicht. Den Triumph, mich so schnell und so billig erheitert zu haben, gönnte ich ihm nicht. Er war sichtlich enttäuscht.

Die Serviererin rettete mich aus der fatalen Lage. Sie war eine Frau oder ein Mädchen mit einem Gesicht, das sich nicht einprägte, im übrigen schlank und mittelgroß, eine Allerweltstype. Sie gehörte zu denen, die man nicht wiedererkennt. Wenn man zahlen will, fragt man sich: War sie es, die mich bedient hat, oder war sie es nicht?

Ich bestellte ein Kännchen Mokka. Bier oder Cola mochte ich nicht in dem halbnassen Zustand, in dem ich mich befand. Sie notierte meine Angaben auf einem winzigen Block und verschwand.

Meinem Gegenüber hatte sie durch ihren Auftritt den Wind aus den Segeln genommen. Man sah ihm an, daß er sich ärgerte. Die Sache mit dem »Krikidol« hatte nichts gebracht. Er zündete sich eine Zigarre an, es war eine der billigsten Sorte, wie ich schon nach seinem ersten Zug feststellte, denn er blies mir den Qualm recht ungeniert ins Gesicht.

Wie schon gesagt: Ich hatte vorher gewußt, daß es Ärger geben würde, setzte ich mich an einen schon okkupierten Tisch. Nun hatte ich bestellt, es war zu spät, um den Tisch zu wechseln oder das Lokal zu verlassen.

»War doch nur ein Scherz«, erklärte der Mann plötzlich in sehr jovialem Ton. »Ich meine das mit dem Krikidol.«

»Schon gut, ich hab's nicht übelgenommen.«

»Sind Sie in den Regen gekommen?«

Natürlich, jetzt begann der Ritus der Gaststättenbekanntschaften. Am Anfang geht es um das Wetter, dann wird man geschwätziger, wagt sich in die Familienverhältnisse und landet schließlich bei den Krankheiten.

»Ich warte auf die Tochter. Sie wird sich verspäten wegen des Regens. Sie ist hier verheiratet. Glücklich? Was ist schon Glück? Man kann nicht klagen. Es kommt überall mal etwas vor. Die zwei Enkelkinder, die sind noch immer nicht aus dem Gröbsten heraus, das wird schon noch. Abwarten. Nur die Wohnung. Ein richtiges Loch, sage ich immer. Unzumutbar. Dabei sind schon drei Jahre vergangen seit dem Antrag beim Wohnungsamt. Andere dagegen ...

Sie kommen von sonstwo – und schwupp haben sie ihre Neubauwohnung. Wie die das wohl machen? Man hat eben keine Beziehungen. Was könnte man auch bieten. Mit Baustoffen müßte man handeln. Aber das wäre das Letzte bei dem Rheuma ...«

Wäre ich doch weiter durch den Regen gelaufen, dachte ich. Der Mann musterte mich intensiv. Vielleicht war er dabei, an mich seinen Maßstab der Nützlichkeit anzulegen. Vielleicht schloß er die Möglichkeit, ich könnte beim Wohnungsamt – wie er das nannte – sein, nicht völlig aus. Doch ich war nicht bei diesem Amt und auch bei keinem anderen, das dem Mann hätte helfen können. Ich war nichts als ein eingeregneter Spaziergänger, der sich unter ein öffentliches Dach gerettet hatte.

Noch einmal griff die Serviererin ein. Sie kam, schob mir einen Teller mit einem Stück Stachelbeerkuchen zu, ließ dem Teller Tasse und Untertasse folgen, und mit dem Kännchen vollführte sie eine Pirouette in der Luft, ehe sie eingoß. Eingedenk der Erfahrung, daß ich sie wahrscheinlich später nicht wiedererkennen würde, zahlte ich sofort.

»Sie haben es aber eilig«, kommentierte mein Gegenüber.

»Mag sein«, knurrte ich und begann mit dem nicht sehr stabilen Löffel den wesentlich stabileren Kuchen zu bearbeiten. Ich vermied es, den Mann anzusehen, um ihn nicht zu neuem Ulk mit mir zu veranlassen.

Plötzlich tat er etwas, das ich nun wirklich nicht ausstehen kann. Er griff mit seiner rechten Hand nach meinem linken Unterarm und hielt ihn fest. Alte Leute haben das an sich. Es ist eine Geste; sie wollen den anderen halten, er soll ihnen zuhören.

Zuerst wollte ich meinen Arm brüsk wegziehen. Doch ich überlegte es mir und ließ ihn an seinem Platz. Allerdings schaute ich nicht auf und bearbeitete mit der freien Hand weiter meinen Kuchen. Ich unterbrach diese Tätigkeit nur, um schluckweise Kaffee zu trinken.

»Ein ziemlich ungehobelter Bursche sind Sie«, stieß der Alte giftig hervor. »Ganz und gar ungesellig. Wohl kontaktarm, was?«

Ich antwortete nicht, hob aber meinen Kopf, um den Mann etwas genauer zu betrachten. Er mochte um die Siebzig sein, hatte dünnes weißes Haar, an der linken Seite gescheitelt, und ein schmales blasses Gesicht mit einer rötlich schimmernden Narbe über der linken Augenbraue. Er trug einen dunkelgrauen Anzug, der Fasson nach mindestens zehn Jahre alt, und zu einem bräunlichen Hemd hatte er eine etwas zu bunte Krawatte angelegt.

»Leute, die mich so behandeln, regen mich auf. Am liebsten brächte ich sie auf der Stelle um. – Keine Angst, Ihnen wird nichts geschehen. Ich meinte es nur theoretisch, in Gedanken sozusagen."

Das waren keine guten Aussichten. Vorsichtshalber befreite ich nun doch meinen Arm aus seinem Griff.

»Ich schleppe das seit meiner Kindheit mit mir herum. Es ist eine Bürde. Befreien kann ich mich davon nicht. Es ist immer dasselbe. Ich könnte Ihnen Beispiele erzählen. – Aber Sie sind wohl in Eile?«

Ich gab mir keine Mühe mehr, zu verbergen, daß ich ihn recht genau betrachtete. Er rieb sich die Augen. Tränten sie ihm aus Selbstmitleid? Oder wischte er nur eine seiner erwähnten Wahnvorstellungen fort? Eigentlich war ich nicht in Eile, zumal ich sah, daß es draußen noch immer

regnete. Aber ich hatte auch keinen Anlaß, ihm direkt zu widersprechen.

»Das erste Opfer war ein Lehrer. Interessiert es Sie?«

»Warum nicht?«

Ich gab mich generös, hörte jedoch nicht auf, Kaffee zu trinken.

»Nun gut, passen Sie auf. Zu der Zeit, als ich in die Grundschule ging – so sagte man damals –, war vieles noch nicht so, wie wir es heute gewohnt sind. Zum Beispiel die Prügelstrafe – sie gehörte einfach dazu. Zu ihrer Ausführung lehnte ein Rohrstock am Lehrerpult. Wagte es ein Schüler, den Unterricht zu stören, kam er zu spät oder blieb er beim Aufsagen stecken, so wurde er von dem Lehrer nach vorn gerufen, hatte sich zu bücken und bekam eine vorher festgesetzte Zahl von Schlägen mit dem Rohrstock auf sein Gesäß. Manchmal waren es nur zehn Schläge, manchmal waren es aber auch zwanzig und noch mehr. Das war dann schon recht schmerzhaft.«

Der Mann stockte. Er machte den Eindruck, als riefe er sich diese Bilder deutlich ins Gedächtnis. Mein Kaffee und Kuchen waren verzehrt, bezahlt war meine Bestellung, nichts hinderte mich zu verschwinden.

Daß ich dennoch blieb, hing mit der eigenartigen Faszination zusammen, die von diesem Mann ausging. Er kam mir wie mit Geheimnissen angefüllt vor, wie ein Magier mit einer Zauberkiste. Leute wie mich brächte er in Gedanken um, hatte er gesagt. War es diese Feststellung, die mich neugierig gemacht hatte?

»Wer schlagen darf – mit Genehmigung sozusagen, und damals war es gestattet –, hat Macht, und er gebraucht sie. Und der Geschlagene hat Furcht. Eine andere Reaktion

bleibt ihm nicht. Aus Furcht ist er still, aus Furcht lernt er, aus Furcht läuft er in der Frühe, so schnell er kann, um nur nicht zu spät zu kommen. Macht und Furcht stehen immer einander gegenüber. Je größer die Macht auf der einen Seite, desto stärker die Furcht auf der Gegenseite. Sie verstehen, was ich meine?«

»Natürlich verstehe ich das, obwohl ich diese Zeiten nicht miterlebt habe.«

»Sehr gut. Hauptsache, Sie verstehen es. – Ich war damals ein vielleicht etwas zu schwätziger kleiner Bursche, und durchtrieben war ich auch. Wieviel Prügel habe ich allein wegen des Schwatzens bekommen! Nicht zu viele Schläge jedesmal, das muß ich eingestehen. Fünf oder im Höchstfall zehn Hiebe. Ich will mich nicht aufspielen. Ich will nicht einmal behaupten, daß diese Züchtigungen sehr schmerzhaft waren. Sie waren es tatsächlich nicht, solange die Zahl der Schläge einstellig blieb. Dennoch – es tat woanders mehr weh als auf dem Gesäß. So drückt man sich doch aus? Ich meine, es tat der Seele weh, der Seele, wenn es das gibt. Was sagen Sie: Gibt es eine Seele?«

»Eine Seele? Es muß sie wohl geben, sonst wäre eine ganze Wissenschaft wie die Psychologie sinnlos.«

»Gut. Sie scheinen vernünftiger zu sein, als ich anfangs annahm. Entschuldigen Sie, falls ich Sie vorhin beleidigt haben sollte.«

»Nicht der Rede wert. Doch Sie wollten von Ihrem Schulerlebnis berichten.«

Der Mann blickte starr vor sich auf den Tisch. Die Serviererin umkreiste uns. Wahrscheinlich erwartete sie neue Bestellungen.

»Für Sie auch einen Klaren?« animierte mich der Mann.

»Der wird Sie erwärmen, wo Sie doch in den Regen gekommen sind.«

»Danke, für mich nicht. Aber lassen Sie sich davon nicht beeinflussen.«

Er bestellte einen Klaren und ein Pils und fuhr dann fort. »Eines Tages kam mir ein hervorragender Gedanke. Ich polsterte meinen Hintern – Gesäß wollte ich sagen – mit einem Stück alten Leders. Wenn Sie vorhin aufgepaßt haben, dann begreifen Sie, daß es eigentlich mehr ein Polster für die Seele war. Sie waren doch auch der Meinung, daß es sie gibt, nicht wahr? Das Leder war gewissermaßen ein Schild, hinter dem ich mich selbst, nicht mein Gesäß, verbergen wollte. Sehr schnell kam mir der Lehrer auf die Schliche. Er befahl, daß ich die Hose runterziehen sollte. Vorn, vor der ganzen Klasse. Was sollte ich tun? Was hätten Sie wohl getan?«

Er blickte mich erwartungsvoll, antwortheischend an. Doch wieder rettete mich die Serviererin. Sie brachte, was der Mann bestellt hatte. Er trank den Schnaps sofort, in einem Zug, von dem Bier nahm er nur einen Schluck. Seine letzte Frage schien er dabei vergessen zu haben.

»Nach kurzem Zögern tat ich es. Ich zog die Hose 'runter und stand – mit entblößtem Hintern zur Klasse – vor dem Lehrer. Ich erhielt zwanzig Schläge auf den nackten Popo. Die Klasse hinter mir wieherte vor Vergnügen. Das hatte es noch nie gegeben. Doch das, gerade das tat meiner Seele besonders weh. Natürlich platzte an einigen Stellen die Haut auf, es blutete, denn der Lehrer hatte ungewöhnlich grob zugeschlagen. Die körperlichen Folgen hätte ich schneller überstanden, obwohl ich tagelang danach kaum sitzen konnte. Aber die seelischen Folgen ...«

Der Mann erregte meine Anteilnahme, mein Mitleid. Ich konnte mir denken, daß solche Mißhandlungen ein Leben lang nicht vergessen werden. Ich wollte ihm etwas Freundliches sagen, meine Sympathie ausdrücken. Doch er kam mir zuvor.

»Damals begann es. Ich lag an einem Abend der folgenden Woche auf meinem Bett zu Hause und döste vor mich hin. Plötzlich sah ich mich aufstehen, ich wußte aber zugleich und ganz sicher, daß ich nicht aufgestanden war, sondern weiter auf meinem Bett lag. Ich schwebte sozusagen im Raum, über mir oder neben mir, ich kann es nicht genau beschreiben. Es war ein sehr sonderbares Gefühl, erschien mir aber ganz und gar nicht unwirklich. Ich sah mich das Haus verlassen und den Weg zur Schule einschlagen. Kurz vor dem Schultor entdeckt ich in meiner rechten Hand eine große Peitsche, eine Art Ochsenziemer. Ich ahnte Schreckliches, als ich mich mit der Peitsche in der Hand geradewegs das Haus und schließlich das Lehrerzimmer betreten sah. Es war dort niemand anwesend außer dem Lehrer, der mich gezüchtigt hatte. Als er meiner gewahr wurde, weiteten sich seine Augen vor Furcht. Ich schien davon jedoch nicht beeindruckt. Ich befahl ihm, er sollte sich entkleiden. Erstaunlicherweise tat er es auf der Stelle und ohne Widerrede. Seine Kleidungsstücke fielen neben ihm zur Erde, eins nach dem anderen, bis er völlig nackt dastand. Nun geschah etwas Schreckliches: Ich sah mich die schwere Peitsche schwingen, zunächst frei in der Luft, ich begriff kaum, woher ich soviel Kraft hatte, denn schon die Luft jammerte und ächzte unter den Schlägen. Dann traf den Lehrer der erste Hieb quer über das Gesicht. Er schrie auf. Doch es war erst der Anfang. Die Peitsche

traf ihn kreuz und quer, sein Schreien ging in Wimmern über, das Blut floß aus unzähligen Wunden. Ich konnte meinem Arm und der Peitsche nicht Einhalt gebieten, denn ich war nicht in meinem Arm. Ich stand ganz dicht bei mir, aber ich war es nicht, der da schlug. Und ich war es dennoch, aber auf eine ganz andere Art. Der Lehrer brach zusammen. Er war nur noch rohes, blutendes Fleisch. Ich sah mich den Traum verlassen, draußen vor dem Haus suchte ich die Peitsche in meiner Hand vergebens, sie war verschwunden. In der Frühe wachte ich auf meinem Bett auf. Ich war benommen, aber sonst war nichts an mir ungewöhnlich. Ich betrachtete die Innenfläche meiner rechten Hand, sie war weiß und glatt.«

»Und was war mit dem Lehrer?«

Meine Frage schien ihn zu überraschen.

Er setzte sich zurück und sah mich erstaunt an. »Am nächsten Morgen ... da gab es ihn nicht mehr. Eine abendliche Messerstecherei in der Dorfkneipe. Er war wohl einem Melker in die Quere gekommen bei seinem Mädchen. Doch es ist zuviel verlangt, wenn ich mich jetzt noch an Einzelheiten erinnern sollte.«

Ich war schockiert und betrachtete den Mann mit anderen Augen als zuvor. Suchte ich nach Anzeichen einer Krankheit? Nach Zucken um die Mundwinkel? Nach Flakkern in den Augen? Nach Schweißausbruch? Nach Blässe oder anderen Merkmalen geistiger Verwirrung? Nichts von alledem war an ihm zu entdecken. Er trank das Bier, entzündete den Rest der ausgegangenen Zigarre und wirkte recht gelassen, man könnte fast sagen friedlich. Glücklicherweise stellte er keine weiteren Fragen.

Unvermittelt und unerwartet erhob er sich, grüßte mit

einem leichten Nicken zu mir herüber und ging ziemlich leichtfüßig dem Ausgang zu.

Ich blieb noch eine Zeitlang sitzen. Das, was ich gehört hatte, beschäftigte mich außerordentlich. Erst als eine ältere Dame den leeren Platz einnahm, verließ auch ich die Gaststätte. Während ich durch die Straßen der kleinen Stadt lief, achtete ich auf jeden Passanten, immer gewärtig, dem Unbekannten aus dem Bahnhofsrestaurant zu begegnen. Doch ich traf ihn nicht.

Die Klingel an der Wohnungstür stottert. Das geschieht immer, wenn jemand zu zaghaft auf den Knopf drückt. Die junge Frau weiß, wer draußen steht. Sie ist dabei, sich umzuziehen und die nassen Sachen ins Bad zu hängen. Wieder scheppert die Klingel. Kann er denn nicht warten? denkt sie. Ich habe versprochen, ihn in der Mitropa zu treffen, nun gut, aber was kann ich für den Regen? Noch zehn Minuten, und ich wäre dort gewesen. Während sie den Reißverschluß am Roch hochzieht, geht sie zur Tür.

»Komm 'rein, Vater!«

Unentschlossen steht er neben der Garderobe im Flur, halb Verlegenheit, halb Vorwurf.

»Du warst nicht rechtzeitig dort.«

Sie mag den anklagenden Unterton in seiner Stimme nicht, hält aber die Zurechtweisung, die schon auf ihrer Zunge ist, zurück. »Ich bin in den Regen gekommen. Deshalb mußte ich erst einmal nach Hause, mich umziehen. Ich war gerade dabei, wieder zu gehen.«

»Ich weiß, du willst nicht, daß ich hierherkomme. Aber ich hatte es satt zu warten.«

»Warum solltest du nicht hierherkommen? Ist doch Un-

sinn. Ich wäre schon zu dir gekommen. Hast eben keine Geduld. Geh ins Wohnzimmer. Die Kinder kommen erst später. Und Alfred – mit ihm redest du doch ohnehin nicht.«

Die junge Frau öffnet die Tür zum Wohnzimmer und wartet. »Na los, Vater!«

Er setzt sich schwerfällig in Bewegung, tut so, als ziehe er das linke Bein nach, läßt die Schultern hängen und macht ein düsteres Gesicht.

»Hast du die Tomaten aus dem Garten mit?«

Die Frage ist sinnlos, denn die Frau muß es doch sehen, daß er nichts in den Händen trägt.

»Die Tomaten? Ich glaube, ich habe sie in der Mitropa vergessen. Wenn du mich auch so lange warten läßt ...«

Sie kennt das. Für ihn ist immer ein anderer schuld. Es wäre zwecklos, mit ihm darüber zu streiten.

»Dann nicht. Wäre schön gewesen, ein paar frische Tomaten.«

Nur selten besucht sie ihn draußen am Stadtrand. Seit dem Ende des Krieges wohnt er dort. Vorher war es nur eine Laube in einer Schrebergartenkolonie. Er hat sie, nachdem sie ausgebombt waren, ein wenig winterfest gemacht, eine Trennwand gezogen und einen etwas wackligen Anbau zustande gebracht: die Küche; damals kümmerte sich kaum jemand um Bauvorschriften. Ihre Kindheit hat sie dort verlebt. In dem kleinen Garten stehen drei Pflaumenbäume und einige Stachelbeersträucher. Es ist aber auch noch Platz für Petersilie, Salat, Radieschen und ein paar Tomatenstauden.

»Da kann man nichts machen. Willst du einen Kaffee?«

»Keinen Kaffee. Aber einen Korn, wenn du hättest?«

»Ich habe keinen Korn. Das weißt du ganz genau. Also: Kaffee, ja oder nein?«

»Wenn du keinen Korn hast ...«

»Also doch einen Kaffee.«

Der Alte nickt. Er läßt sich auf einen Sessel fallen, der in der Nähe des Fensters steht, streckt die Beine weit von sich und stöhnt.«

»Ist was?« In der Tür dreht sich die Tochter, die auf dem Weg zur Küche ist, noch einmal um.

»Das alte Rheuma, weißt schon.«

Als sie mit Kännchen und Tasse zurückkommt, sieht sie, wie er am Nagel des rechten kleinen Fingers kaut. Von Zeit zu Zeit streckt er den Arm vor, spreizt den Finger ab und betrachtet ihn mit anhaltendem Interesse.

Erst als die Tochter den Kaffee einschenkt, läßt er davon ab. »Hat sich so ein Kerl an meinen Tisch gesetzt. Weil du nicht gekommen bist, war der Platz frei. Konnte ich ihn daran hindern? Sag: Konnte ich das? Ich konnte es nicht. War noch recht grün, so in den Dreißigern. Silberne Brille, kurze Haare, dann diese modernen Hosen. Das Hemd war pitschnaß. Hat ihn ganz schön erwischt, der Gewitterregen. Saß da, was soll ich sagen, wie ein Ölgötze. Stumm und dumm. Hab' ihm erst mal den Witz von dem Krikidol erzählt. Glaubst du, der hat gelacht? Keine Spur. Die ganze Konser... Konversation mußte ich allein bestreiten. So ein Scheißer.«

»Trink deinen Kaffee! Ich muß die Kinder abholen. Außerdem habe ich Nachtschicht. Hättest wirklich an die Tomaten denken können.«

»Ich geh' ja schon. Brauchst mich nicht rauszukomplimentieren. Ich finde meinen Weg allein.«

Er stützt sich auf das Tischchen, das fast zusammenbricht, schlenkert den linken Fuß aus und hinkt noch mehr als vorher.

»Ruf mal an, wenn wieder ein paar Tomaten reif geworden sind. Hörst du?«

Die Tochter ist zwei Schritte hinter ihm, als treibe sie eine Kuh.

»Ich kann sie mir auch holen, wenn dir's zuviel wird, sie herzubringen. In der Gaststätte werden wir uns besser nicht mehr verabreden.«

»Schon gut. Grüß die Kinder. Erzählst du ihnen auch mal von ihrem Opa? Sei ehrlich: Erzählst du ihnen manchmal was von mir?«

»Gleich heute abend. Daß du die Tomaten vergessen hast – in der Mitropa oder zu Hause, was weiß ich. Vielleicht hast du sie überhaupt noch nicht gepflückt.«

An der Tür hält er ihr eine lasche Hand hin. »Wart ab, wirst auch mal alt werden.«

Sie schließt die Tür sofort, als wolle sie verhindern, daß er es sich anders überlegt und noch einmal zurückkommt.

Ich fand manche Abwechslung, tagsüber an einem nahen See in der Sonne und im Wasser, abends im Kino, im kleinen Theater oder bei dem Freund, bei dem ich wohnte. Der alte Mann in der Mitropa ging mir dabei nicht aus dem Sinn. Ich kannte nicht einmal seinen Namen. Doch was bedeutet das schon. Auch an die Geschichte mit seinem Krikidol mußte ich denken und fand, daß er selbst Ähnlichkeit mit einem Reptil hatte. Er schien mir sprunghaft, unberechenbar, mal freundlich, mal feindlich, mal jovial, mal hinterhältig. Eigenschaften, die man den Reptilien nachsagt,

die zu keiner echten Bindung an einen Menschen fähig sind, wie behauptet wird.

Diese Sache mit dem Lehrer beispielsweise. Hatte er sich die Geschichte ausgedacht? War sie so oder anders tatsächlich geschehen? Was hatte er wohl zugefügt oder fortgelassen? Was verändert? Da ich den Mann auf über siebzig schätzte, konnten seit dem von ihm beschriebenen Ereignis rund sechzig Jahre vergangen sein. Er hatte den Ort, an dem das geschehen sein soll, nicht genannt. War es diese Stadt? War es ein Dorf in der Nähe? Hatte sich das in einer ganz anderen Gegend zugetragen?

Meine Neugier war geweckt und mein Verlangen, solchen Dingen auf die Spur zu kommen. Doch bisher hatte ich nichts als Fragen, auf die ich keine Antworten wußte. Wollte ich mehr erfahren, so mußte ich ihn noch einmal treffen. Nur er konnte meine Fragen beantworten. Falls er das überhaupt wollte.

Im Bus, auf der Straße, in der Sparkasse, im Konsum – überall schaute ich nach ihm aus. Ein Erfolg stellte sich in den nächsten zwei Tagen nicht ein. Auf das Nächstliegende kam ich nicht, ihn in der Bahnhofsgaststätte zu suchen.

Ich saß stundenlang auf Kinderspielplätzen herum und schlenderte durch den Park. Das waren die Orte, die von älteren Menschen bevorzugt aufgesucht werden. Halb abwesend und ohne Teilnahme sah ich dem Treiben der noch nicht Schulpflichtigen zu. Sie gingen tolpatschig miteinander um, gutmütig zumeist, ohne Falsch, aber doch nicht ohne Mißtrauen, wenn ein anderer ihren Spielsachen zu nahe kam. Mitunter sah ich auch Liebeserweise, wenn einer seinem Nachbarn die schmutzigen Finger in den Mund steckte. Meist schrie dann eine der Mütter auf und

lief, die Häkelei auf der Bank lassend, schnell hinzu, um solcher Kommunikation ein Ende zu bereiten.

Bei allem Beobachten vergaß ich nicht, nach dem alten Mann Ausschau zu halten. Alle fünf Minuten inspizierte ich mit meinem Blick die Leute auf den paar Bänken. Die Suche blieb ergebnislos. Mein Interesse an dem Mann begann nachzulassen. Ich nannte mich selber dumm, weil ich der Begegnung in der Mitropa soviel Gewicht beigemessen hatte. Mitropa? Natürlich. Warum war ich nicht früher daraufgekommen? Warum sollte ich ihn nicht abermals dort antreffen?

Ich ließ die Parks und Spielplätze links liegen, verwarf auch den Plan, an einem Sonnabend oder Sonntag auf den Fußballplatz zu gehen, um dort meine Suche unter den Zuschauern fortzusetzen, ich begab mich auf dem kürzesten Weg zum Bahnhof.

Diesmal bot sich die Gaststätte anders dar, so schien es mir jedenfalls, vielleicht war ich es auch, der sich verändert hatte. Draußen schien die Sonne, sie machte nicht nur die Menschen, sondern auch die Vögel froh und lockte nach den Regenfällen der vergangenen Tage sogar noch zwischen den Pflastersteinen manches Pflänzchen hervor.

Es gab viele freie Tische, doch ich suchte den, an dem ich mit dem Fremden gesessen hatte. Er war frei. Ich überlegte. Sollte ich mich dort niederlassen, obwohl von dem Mann auch hier keine Spur war? Konnte ich darüber hinaus hoffen, daß er, vorausgesetzt, er beträte das Lokal überhaupt, sich zu mir begeben würde? Hatte er nicht gesagt, er wollte seine Tochter treffen? Traf er sich öfter in dieser Gaststätte mit ihr, oder war es an jenem Gewittertag eine Ausnahme gewesen?

Es war nicht die Serviererin mit dem Allerweltsgesicht, die bediente, sondern ein netter junger Mann, vielleicht ein EOS-Schüler, der sich sein Taschengeld während der Ferien aufbesserte. Während ich noch überlegte, ob ich mich für ein Bier oder für eine Cola entscheiden sollte, spürte ich, daß jemand hinter mir stehengeblieben war.

»Da sind Sie ja wieder. Sogar am gleichen Tisch. Sieh mal an.«

Eigenartig, sosehr ich nach diesem Mann gesucht hatte, so sehr war ich nun, als er neben mir aufgetaucht war, verunsichert. Ich hatte ein Gefühl, als sei ich im Park beim Rosenpflücken erwischt worden.

»Guten Tag«, sagte ich. Den Mann beachtete ich dabei sowenig wie möglich, was mir gar nicht leichtfiel. Ich schaute an ihm vorbei auf den jungen Kellner und gab meine Bestellung auf.

»Sieh da, nun trinken Sie auch mal ein Bier.«

Der Mann saß schon auf dem freien Platz, er hatte nicht gefragt, ob ich einverstanden sei, er betrachtete dies wohl als sein Vorrecht. Wieder bestellte er sein Pils und den Klaren. Er trug das gleiche Hemd wie bei unserem vorigen Zusammentreffen, diesmal aber ohne Krawatte, und die Jacke hatte er auch zu Hause gelassen. Er schaute mich sehr ungeniert an, das machte mich reichlich nervös. Ich ärgerte mich über meine Unbeholfenheit und fühlte mich überrumpelt. Hatte ich also doch gehofft, den Mann nicht wiederzusehen? War ich an der Reihe, ihn anzusprechen?

Er enthob mich dieser Sorge.

»Kennen Sie vielleicht den Kriminalroman ›Schlangenhautmann‹?«

»Nein, nie gehört.«

»Sie lesen wohl keine Kriminalromane? Sind Sie drüber erhaben, was? Trivialliteratur, denken Sie. Habe ich recht?«

Es ärgerte mich, daß er sich schon wieder aufspielte. War er am Anfang auch recht freundlich, so landete er doch sehr schnell in einer kaum verborgenen Aggression. Bei unserer ersten Begegnung war es nicht anders gewesen.

»Meine Interessen liegen nicht auf diesem Gebiet.«

Ich war entschlossen, mich nicht provozieren zu lassen.

»Soso. Science-fiction?«

»Auch nicht. Ich bevorzuge historische Themen.«

»Meinetwegen«, sagte er. Mehr nicht. Er lehnte sich zurück, das Gespräch schien ihn zu langweilen. Während er mit dem Stuhl kippelte, war sein Blick zur Decke gerichtet. Ich war zufrieden, daß er mich nicht anstarrte.

»Können Sie einen Satz mit ›Schlangenhautmann‹ bilden?«

Nun ging es wieder los. ›Wissen Sie, was ein Krikidol ist?‹ – ›Können Sie einen Satz mit Werweißwas bilden?‹ Das hatte ich davon. Wäre ich nur nicht hergekommen. Der Kerl brauchte mich, um seine Faxen zu machen. In mir hatte er wohl ein Publikum gefunden, das ihm sonst fehlte. Mit einem billigen Trick machte er mich im Handumdrehen zum Unwissenden, zum Dummen, sich selbst aber stellte er als weise und voller Erkenntnis dar. Obwohl ich verärgert war, hielt ich mich zurück.

»Nein, ich kann es nicht.«

»Das habe ich mir gedacht. Sie haben nicht gewußt, was ein Krikidol ist, und nun können Sie nicht mal einen einfachen Satz bilden. Ist doch ganz einfach: Kleine Kinder und Schlangen haut man nicht.«

Diesmal hielt er sich nicht zurück, sondern begann zu lachen, kaum daß er das letzte Wort herausgebracht hatte. Die Leute an den Nachbartischen starrten neugierig zu uns herüber, was es wohl geben könnte. Die Situation wurde für mich immer peinlicher. Ich hätte meiner Neigung, diesen Mann wiederzufinden, nicht nachgeben dürfen. Doch nun war es zu spät.

Der junge Kellner näherte sich. Er verteilte die Biere, stellte dem Mann den Schnaps hin und verharrte noch einen Augenblick, bereit, neue Bestellungen entgegenzunehmen. Ich dachte nicht daran, noch etwas zu bestellen. Mir stand nur der Sinn danach, hier so bald wie möglich zu verschwinden.

Kaum hatte sich der Kellner entfernt, begann mein Gegenüber den Inhalt des Krimis »Schlangenhautmann« zu erzählen.

Die Geschichte spielte in Rio, versicherte er mir. Das wunderte mich nicht, von mir aus hätte sie auf dem Saturn spielen können. Aber ich kam nicht ums Zuhören. Von einem Bordellboß erzählte er, der das Mädchen eines José gekidnappt hat, um es einem seiner Etablissements einzuordnen. Er sagte tatsächlich »Etablissements«. Wahrscheinlich war das der Ausdruck, den der Autor auch gebraucht hatte. Das mochte ich: eine miese Schwarte, aber hochtrabende Vokabeln! Ich hörte nur mit halbem Ohr hin, dennoch erfuhr ich, daß dieser José bei Wind und Wetter unterwegs war, um sein Mädchen wiederzufinden. Dann wurde das Geheimnis des Titels gelüftet. José trug ständig eine Kombination aus Schlangenhaut, belehrte mich der Alte. Sicher nicht sehr warm, dachte ich, doch das war in jenen Breiten vielleicht unerheblich. José mit der Schlan-

genhaut bestand viele Abenteuer und erledigte dabei alle frei herumlaufenden Zuhälter und ähnliches Gesindel. Der Mann walzte das breit aus, während ich mich in der Gaststätte umblickte. Ich ließ sein Geschwafel über mich ergehen wie das Gedudel aus dem Radio hinter der Theke.

Endlich kam er zum Schluß. Der Schlangenhautmann begegnete einer zerlumpten Bettlerin, nie hätte er in ihr die frühere Gefährtin vermutet, nur ein Ohrring, den er kannte und den sie noch immer trug, verriet ihm, wer sie war.

»Interessiert Sie wohl nicht?« fragte er nach einer Pause.

»Nein«, sagte ich. »Wenn ich ehrlich sein soll, es interessiert mich wirklich nicht, wie das ausgeht.«

»Hätte ich mir denken können.«

Nun spielte er den Beleidigten. Da er diesmal keinen eigenen Mord zu bieten hatte, war ich enttäuscht. Fremde Kriminalromane waren dafür ein schlechter Ersatz. Mir war mittlerweile klar, daß es seine eigenartige Darstellung der Rolle, die er bei dem Tod seines Lehrers gespielt hatte, war, die mich fasziniert hatte. Mein Motiv, ihn wiederzusehen, war darin begründet.

Im Innern hatte ich gehofft, daß er mir eine ähnliche Geschichte präsentieren würde.

»Sie sind ein arroganter Kerl. Erst lassen Sie mich einen Krimi erzählen, dann wollen Sie ihn nicht zu Ende hören, und nun schweigen Sie sich aus.«

»Ich hatte Sie nicht gebeten, mir Geschichten zu erzählen.«

»Natürlich nicht. Setzen Sie sich doch woandershin, wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht paßt.«

»Dafür gibt es nicht den geringsten Anlaß. Diesmal habe ich hier zuerst gesessen. Sie sind später gekommen Und

Sie haben nicht einmal gefragt, ob mir Ihre Gesellschaft angenehm sei.«

Ich war in Fahrt. Er sollte merken, daß ich es satt hatte, mich von ihm schurigeln zu lassen. Mein Ausbruch blieb bei ihm nicht ohne Wirkung. Er sah mich wieder an. Seine Augen, von einem hellen Grau wie stumpfes Eis oder beschlagenes Glas, strahlten keine Wärme aus. Dennoch war sein Blick nicht stechend, sondern eher unsicher, Halt suchend, faßt ein wenig verzweifelt. Ich rührte mich nicht. Er sollte klipp und klar erkennen, daß er mich hier nicht vertreiben würde. Darüber hinaus verhieß die Situation, in der wir uns nun befanden, mehr Klarheit über den Charakter, die Haltung und die Verhaltensweisen dieses Mannes.

Am Eingang zur Gaststätte gab es einen Tumult. Eine recht aufgemöbelte Alte war über etwas gestolpert und der Länge nach hingeschlagen. Einige Männer sprangen von ihren Plätzen auf, um sie wieder auf die Beine zu stellen, was schließlich gelang. Wie sie so dastand, noch etwas ramponiert, Rock und Bluse zurechtzupfend, schallte Laut und vernehmlich eine hohe Kinderstimme durch das Lokal.

»Kiek mal, die Olle hat 'ne Glatze.«

Die Frau griff an ihren Kopf, und was sie dort fand – oder nicht fand, versetzte sie in panischen Schrecken. »Meine Perücke«, hörte man sie schreien. Ihre Stimme war keifend, aber das mag an der peinlich-komischen Situation gelegen haben, der sie ausgesetzt war. Ein älterer Herr eilte hinzu und hielt mit spitzen Fingern das gute Stück. Die Frau griff zu wie die Katze nach der Maus, und ohne in den Spiegel zu schauen hatte sie die künstliche Haarpracht an ihre alte Stelle gebracht.

»Wie meine Alte. Haargenau wie meine Alte selig«, kommentierte mein Gegenüber.

Ich schaute ihn an. Der Vorgang an der Tür schien ihn verwandelt zu haben. Er wirkte entspannt, lächelte und prostete mir zu. Auf die Kontroverse zwischen uns vor wenigen Minuten kam er mit keinem Wort zurück. Sie schien vergessen wie ein Traum beim Erwachen.

Ich muß gestehen, daß mir diese Verwandlung ziemlich gleichgültig war. Ich fand, daß es Zeit war zu gehen, und sah mich nach dem jungen Mann um, ich wollte zahlen.

»Meine Frau hat Selbstmord verübt. Es sind jetzt vier Jahre her.«

Diese Mitteilung überraschte mich und war dazu angetan, meinen Aufbruch zu verzögern. So etwas hatte ich nicht erwartet.

»Selbstmord? Ihre Frau? Das ist ja schrecklich.«

»Ich sagte schon: Es liegt vier Jahre zurück.«

»Dennoch. Es tut mir leid. Davon konnte ich nichts ahnen. Das muß doch für Sie schlimm gewesen sein.«

»Wenn man's genau nimmt, so war es für sie schlimmer als für mich.«

»Sie haben sich nicht gut verstanden?«

»Doch, doch. Die üblichen Abnutzungserscheinungen. Ach, lassen wir das.«

Sollte ich ihn ermuntern, mehr darüber zu berichten? Ich brachte es nicht fertig. Ich bin nun einmal kein besonders senstationsgieriger Mensch und respektiere es, wenn jemand über eine Sache lieber schweigen will.

Er schwieg. Während dieses letzten Gesprächs hatte er mehrmals den rechten Arm gehoben, um eine abwehrende oder abweisende Bewegung zu vollführen. Auch diese Ge-

ste habe ich öfter bei alten Leuten beobachtet. Es ist, als wollten sie etwas Lästiges fortschieben oder verjagen, als wollten sie eine Wespe verscheuchen, die sie mit ihrem Gesurr stört und mit ihrem Drang zu stechen ängstigt.

»Herr Ober, zahlen.«

Ich war erstaunt, daß er es auf einmal eilig hatte. Mir schien die Atmosphäre entspannt, und ich dachte, es könnte sich ein neues Gespräch entwickeln.

Der junge Kellner kam und kassierte den kleinen Betrag, war freundlich, obwohl er kaum Trinkgeld zu erwarten hatte. Ich nahm die Gelegenheit wahr und zahlte ebenfalls.

»Entschuldigen Sie«, sagte der Mann. »Ich war wohl wieder etwas grob zu ihnen gewesen, war aber nicht so gemeint. Bin nun mal ein alter Krauter.«

Noch während er sprach, stand er auf. Es war wie bei unserer vorigen Begegnung, er verneigte sich kurz und ging dem Ausgang zu. Nicht ganz so leichtfüßig wie damals, schien mir, dennoch hielt er sich gerade, hatte keinen gebeugten Rücken, nur das Hemd, das er turg, schien etwas zu klein zu sein, es engte ihn ein.

Die Frau tritt vor das Haus und geht ein paar Schritte über den Mittelweg des Gartens auf den Mann zu, der dort steht.

»Ach, Sie sind es. Ich bin zufällig am Fenster, schaue hinaus und denke: Wer läuft denn da herum? Muß doch mal nachschauen. Hätte ich mir denken können, daß Sie es sind.«

»Gewiß doch, wer sollte es sonst sein? Erwarten Sie anderen Besuch? Sie wissen doch: Immer herein, wenn's kein Schneider ist. Ist kein Schneider. Ist der Zimmerl-Wenzel. Guten Tag also, Frau Nachbarin, ehrerbietiger Diener.«

Der Mann deutet einen Kratzfuß an. Die Frau schüttelt dazu den Kopf, sie findet ihn komisch, unterdrückt ein aufkommendes Lachen, gluckst nur zwei-, dreimal, es bleibt unklar, ob sie den Mann bewundert oder nicht doch ein bißchen auslacht.

»Dann kommen Sie doch 'rein«, sagt sie, weil der Kerl unentschlossen zwischen den Blumenrabatten herumsteht, einzelne Blüten begutachtet und schließlich eine zartgelbe Rose abbricht, um sie der Frau zu überreichen.

»Aber nicht doch, Herr Zimmerl.«

Die Frau schmollt. Sie trägt das Haar kurz, es ist gefärbt, so blond kann sie nicht mehr sein, etwa fünfundvierzig Jahre gäbe man ihr schon. Sie hat ein offenes Gesicht, eine sehr gerade Nase, kluge graue Augen und einen Mund, der nicht zu klein und nicht zu groß ist, wenn er sich zu einem Lächeln verzieht.

»Nun kommen Sie schon!«

Auf die Mahnung hin gibt er sich einen Ruck, es ist wie die Überwindung eines inneren Widerstandes, wobei das auch gespielt sein könnte. Er trägt noch immer dasselbe Hemd, das er anhatte, als er in der Mitropa mit dem jungen Schnösel zusammensaß, der seine Scherze nicht kapierte oder zu fade fand.

In der kleinen Veranda sitzt er sogleich auf einem der Korbstühle und beginnt von den Keksen zu naschen, die in einer Schale vor ihm auf dem Tisch stehen.

»Einen Kaffee dazu?« fragt die Frau, sie hat schon eine Schürze um, eine zierliche weiße, die mit bunten Borten umrandet ist. Will sie auf das Signal des sich Kekse in den Mund stopfenden Mannes sogleich in die ihr aus alten Zeiten zugedachte Rolle der Dienerin im Haus schlüpfen? Hier

mault der Mann nicht herum wie wenige Tage zuvor bei der Tochter, hier läßt er sich nicht gehen und jiepert nicht nach einem Korn, er zeigt sich zivilisiert, ein wenig blitzt von dem Selbstmitleid zwar noch auf, schaute man genau hin, doch hervor sticht seine Dankbarkeit. Er lobt artig die trockenen Kekse und den nicht zu starken Kaffee, läßt zwischendurch aber auch einen Strahl seiner Güte auf die Frau fallen, wie vorteilhaft sie sich zu kleiden verstehe, und überhaupt sei sie proper – woher mag er diesen Ausdruck haben? Früher sagte man das von jungen Mädchen oder Frauen, und man meinte, sie seien sauber wie zum Anbeißen, wohlgeformt, appetitlich. Banale Andeutungen, nicht mehr.

Frau Karin ist nicht mehr jung und noch nicht alt.

Der Mann ißt noch immer von den Keksen, trinkt schon die dritte Tasse Kaffee, hat die Beine weit ausgestreckt und die Hände über dem Bauch gefaltet, obwohl er eigentlich keinen bemerkenswerten Bauch hat. Er ist feingliedrig, schmal und groß, scheint kein Choleriker zu sein, aber auch kein Sanguiniker.

Nach der dritten Tasse hört er auf mit der Lobhudelei und kommt zur Sache. Lange hat er gezögert, doch jetzt scheint die Gelegenheit günstig. Wie zuvor im Garten gibt er sich wieder einen Ruck, seine Rede wird leise, kaum verständlich, doch die Frau sieht an seinem Gehabe, worum es geht.

Und es geht darum, ob sie, die Mittvierzigerin ... Karin – so dürfe er sie doch nennen? – Ob sie ihn – heiraten würde? Natürlich erheische er keine Antwort auf der Stelle, denn gut Ding will Weile haben – wie es im Sprichwort heißt –, aber er, nun zweiundsiebzig, fühle sich sehr wohl

imstande, eine angemessene Zeit auf den Bescheid zu warten.

Er sieht sie an, der Wenzel Zimmerl, und seine Augen widersprechen der letzten Anmerkung. Sie sind ungeduldig, sie haben keine Weile, sie wollen vom Gesicht der Frau schnelle Entschlossenheit ablesen, und seine Ohren sind voller Unrast, erwarten, trotz der doch vorher im Nervensystem koordinierten Aussage, es habe Zeit mit der Antwort, eine möglichst sofortige Entscheidung. Aber die Frau enttäuscht ihn, sie nimmt nicht einmal den ihr gewährten Aufschub in Anspruch, sondern zerreißt die von dem Mann zu ihr hin gesponnenen Fäden und beendet das Werben auf der Stelle.

»Ich bin an Freiheit gewöhnt. Sie ist mir teuer, ihren Preis habe ich noch nicht bedacht.«

Für den Mann ist es ein Schlag. Er muß auf die Erde zurück, ob er will oder nicht. Er will nicht.

»Verstehe. Bin Ihnen nicht gut genug. Vielleicht zu alt? Warten wohl auf etwas Besseres?«

Er unterdrückt die Subjekte, als seien sie überflüssig bei diesem Ausbruch von Verärgerung. Das einzige Subjekt für ihn ist er selber, doch dieses Subjekt spricht nicht mit ihm, es schwebt nicht über oder neben ihm, es sagt ihm nicht, daß er es doch war, der die Frau in diese Lage gebracht hat, fragt nicht, was es denn noch zu räsonieren gibt, nachdem er eine Antwort bekommen hat.

Nun will er keinen Kaffee mehr. Die Konsumkekse, nach wie vor trocken, sind ihm zuwider, was sie eben noch nicht waren. Er muß nach einer Floskel suchen, um sich entfernen zu können.

Die Frau sieht seine Enttäuschung, doch die hat er sich

selber bereitet, so sagt sie nur, er möge ihr die Offenheit nicht übelnehmen und er dürfe, wenn er über alles nachgedacht habe, später gern wieder einmal zum Kaffee kommen, zum Kaffee, aber nicht zum Heiraten. Daß er allein sei, nach dem Tod seiner Frau, daß er vielleicht nicht mehr ganz zurechtkommen kann, das verstehe sie zwar, dennoch sei es besser, es bleibe alles beim alten.

Das ist ein Abschiedswort, und der Mann kann die Suche nach einer Ausrede aufgeben, die Erkenntnis, verschmäht zu sein, ist ein starker Brocken, und er steckt ihm trotz der freundlichen Worte der Frau im Hals.

Er wechselt die Maske, ist nicht mehr der rüstige Siebziger, der Naturbursche, sondern ein sensibler, rechtschaffener Mann, dem unvermittelt Unrecht geschah, so fällt ihm nichts anderes ein als das, was allen Männern in seiner Lage einfiele, er versucht Mitleid zu erregen. Aus den Tiefen steigt die Jämmerlichkeit hoch und macht ihn so unbeholfen, sichtlich zerschlagen, daß diesem Anblick kein Frauenherz widerstehen könnte, es sei denn, es wohne in einer üblen Emanze, die auf nichts anderes aus ist, als sich an blutenden Männerherzen zu weiden.

Eine Emanze ist Frau Karin nicht. Aber sie weiß in diesem Augenblick, daß es nicht gut wäre, in die Rolle des Tröstens und Gutzuredens zu fallen. Sie brächte sich damit selbst in Teufels Küche, dessen ist sie gewiß.

Für den Mann ist es also unweigerlich an der Zeit zu gehen. Wie er geht, das ist kein glorreicher Abgang, allenfalls noch der allerletzte Versuch, das Herz der Frau aufzuweichen.

Frau Karins Herz bleibt fest, nicht hart, das sollte man ihr nicht nachsagen. Sie darf ihn nicht halten, nicht auf-

richten, er mißverstünde sie sofort. So geht er dahin, über den Mittelweg, der ihn gerade noch als Matador sah, an den Blumen vorbei, die er nicht mehr pflücken wird und die ihm ebensowenig gehören werden wie ihre Besitzerin. Leise schimpft er auf die Frauen, mit denen er kein Glück habe, mit der alten nicht, mit der neu erkorenen nicht und nicht mit der Tochter in der Stadt.

Es ist jetzt an der Zeit zu erklären, was mich in die märkische Kleinstadt gebracht hat. Bis vor etwas mehr als zwanzig Jahren bin ich dort zur Schule gegangen, habe also Kindheit und Jugendzeit in ihren Mauern verbracht. Dieser Ort ist im übrigen nicht unbedeutend, besitzt er doch seit über siebenhundert Jahren das Stadtrecht. Später hat es mich dahin und dorthin verschlagen, wegen des Studiums und beruflicher Tätigkeiten.

Bis zum Tod meiner Eltern kam ich mehrmals im Jahr hierher, das letzte Mal, um den elterlichen Haushalt aufzulösen. Danach besuchte ich noch gelegentlich den Friedhof, vor allem dann, wenn ich in der Nähe war.

Vor etwa einem halben Jahr erreichte mich der Brief eines früheren Schulfreundes. Er war der Kreisstadt treu geblieben, hatte den Ort nur verlassen, wenn es seiner Ausbildung willen unumgänglich war. Er hing an dieser kleinen Stadt und konnte sich nicht genug damit tun, sie zu rühmen, ihre alten Häuser und ihre Neubauten, ihre Kiefernwälder und die Autobahn, die sie zerteilte, ihre Seen und ihre Kleinindustrie, vor allem aber ihre Menschen, die noch immer etwas nachdenklicher, etwas stiller waren als die in der nahen Großstadt. Kurzum, mein Schulfreund hatte mich eingeladen, wieder einmal ein paar Wochen in

dieser Traumstadt zu weilen. Als Schriftsteller könnte ich es wohl einrichten, so jedenfalls meinte er, bei ihm eine Art Bildungsurlaub zu verbringen. Er sei – noch immer – unverheiratet und wohne – noch immer – in dem kleinen Haus am Stadtrand zusammen mit seiner Mutter. Im Haus sei ein nettes kleines Gastzimmer bereit, mich aufzunehmen, wann ich wollte. Es sei nicht mehr erforderlich als eine Benachrichtigung über mein Eintreffen.

Nachdem ich alles in Ruhe bedacht hatte, gab ich meine Zusage für den Monat August. Zum verabredeten Zeitpunkt war ich losgefahren, von Wiedersehensfreude erfüllt, hatte dem Friedhof einen Besuch abgestattet, dann das Städtchen durchstreift und schließlich den Bus genommen, der mich zu meinem Quartier bringen sollte. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und verbrachte von da an manchen Abend mit meinen beiden Gastgebern. An den Tagen war ich mir selbst überlassen.

Ich muß hinzufügen, daß mir die Einladung gar nicht ungelegen kam, im Gegenteil. Ich schrieb an einem Roman, der mit den handelnden Personen im Milieu einer solchen Kleinstadt angesiedelt war. So nutzte ich die Gelegenheit, um auf den Markt zu gehen, in die Kneipen zu schauen, bei den Anglern zu sitzen oder bei den Kindern, wenn sie ihren Ferienvergnügungen nachgingen. Doch ich setzte mich auch einmal vor das Kreisgericht mit dem Notariat und vor die Poliklinik, sah mir die kleinen Betriebe an, sprach mit den Pförtnern oder mit den Arbeitern, die am Nachmittag auf den Bus warteten, aber auch mit den Verkäuferinnen im Konsum und mit den Eisenbahnern. So sammelte ich viele Eindrücke und fühlte mich bald wieder wie zu Hause.

In den Rahmen der Bekanntschaften, die ich auf solche

Weise knüpfte, reihte ich zunächst auch die mit dem alten Mann in der Bahnhofsgaststätte ein. Er repräsentierte eine Generation, die nicht mehr stark vertreten war. Männer und Frauen seines Alters begegneten einem nur vereinzelt auf den Bänken im Park. Da sich mit ihm ein Gespräch von selbst ergeben hatte – ich hatte es nicht einmal gesucht an jenem regnerischen Nachmittag –, schien es mir eine Gelegenheit, mich mit den Vorstellungen, Denkweisen und besonderen Fragen dieser Altersgruppe vertraut zu machen. Nichts ist leichtfertiger, als die andere Generation von der eigenen her zu interpretieren, das ist zwar gang und gäbe, aber ein Schriftsteller sollte es sich nicht so einfach machen.

Meinem Gastgeber hatte ich nur sehr oberflächlich von meinen Begegnungen mit den anderen Leuten der Stadt berichtet, wahrscheinlich habe ich auch den alten Mann kurz erwähnt. Es gab viele andere Themen, die uns beschäftigten, die gemeinsame Schulzeit und die Erfahrungen, die jeder von uns danach für sich gemacht hatte, darüber hinaus Fragen von Literatur, Theater, Film und vieles andere.

Ich fand es eigenartig, daß man fähig ist, innerhalb kürzester Zeit zu manchen Menschen recht intensive Beziehungen herzustellen. Auch bei Menschen, die einem nach Art und Alter sehr fremd sein müßten. Hätte man sie nicht kennengelernt, wäre es ein Verlust gewesen oder nicht? Jener Mann aus der Bahnhofsgaststätte war eine solche Bekanntschaft. Es gab nicht eigentlich Sympathie zwischen uns, dennoch zog es mich zu ihm hin. Gemeinsame Interessen hatten wir auch nicht, eher war das Gegenteil der Fall.

Im Grunde hatte mich nur ein Gewitterguß in seine Nähe befördert, eine zufälligere Bekanntschaft könnte man sich kaum vorstellen.

Mir fiel auf, daß ich nicht einmal seinen Namen wußte. Ich konnte ihn auch nicht ausfindig machen, ohne einen neuen Zufall. So diffus wie unsere bisherigen Begegnungen waren, so diffus waren auch meine Gefühle für ihn. Manchmal wünschte ich, ihn wieder zu treffen, dann, ein andermal, erinnerte ich mich an ihn nur mit Abscheu, vor allem an die Art, wie er seine Späße mit mir zu treiben pflegte.

Überraschenderweise kam unser nächstes Treffen durch ihn zustande. Ich schlenderte durch die Stadt, es war an einem Vormittag, als mir jemand von hinten die Hand auf die Schulter legte.

Solche Gesten gehören zu den Vertraulichkeiten, die ich nicht mag.

Ich drehte mich blitzschnell um und hatte schon eine barsche Zurechtweisung auf der Zunge, als mich das verlegene Lächeln im Gesicht meines Bekannten aus der Bahnhofsgaststätte sogleich entwaffnete. Er war es tatsächlich.

»Gehen wir in unser Stammlokal?«

Diese Aufforderung war nicht nach meinem Sinn. Vormittags schon in der Kneipe zu sitzen, das war wohl das letzte. Aber sein Lächeln erschien mir diesmal so harmlos, daß ich die häßlichen Scherze, die er sonst am Anfang getrieben hatte, vollständig vergaß. Er wirkte entspannt, und so beschloß ich, eine Ausnahme zu machen. Gegen elf Uhr, ich glaube, es war ein Mittwoch, trafen wir zusammen in der Bahnhofsgaststätte ein.

Mein Begleiter steuerte sogleich auf den Tisch los, an

dem wir schon zweimal gesessen hatten. Unser Stammtisch.

Noch lächelte er. Doch ich war vorsichtig. Meine Erfahrung besagte, daß es bei ihm immer solche Phasen gegeben hatte. Plötzlich schlugen sie in Aggressionen um. Der Grund war mir nicht deutlich. War ich der Grund? Waren es meine vielleicht etwas umständlichen und unbeholfenen Reaktionen auf seine Scherze?

Diesmal nahm ich mir vor, mich besser unter Kontrolle zu haben. Durch das Fenster sah man auf die Straße. Vor dem Bahnhofsgebäude hielt ein MZ-Gespann. Im Beiwagen saß eine korpulente Frau, die nicht recht zu dem spillerigen Mann auf dem Motorrad passen wollte. Das Männchen stieg ab und blätterte in einem Buch, wahrscheinlich ein Autoatlas.

»Will sie in deinen Seitenwagen,
laß dir erst ihre Weiten sagen.«

Das war natürlich mein Tischgefährte. Es ging also wieder los. Eingedenk meiner Vorsätze und weil seine Bemerkung tatsächlich des Witzes nicht entbehrte, lachte ich.

»Sehr komisch. Aber ganz treffend, wenn man die beiden draußen betrachtet.«

Es bestand kein Zweifel, mein positives Echo erfreute ihn. Er sah heiter aus.

»Was trinken wir heute?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Aber, aber! Nicht kneifen! Sie werden mein Gast sein.«

»Gut, wenn es Ihnen Spaß macht: für mich bitte eine Cola.«

Er sah mich etwas erstaunt an, wollte jedoch das gute

Einvernehmen nicht aufs Spiel setzen und bestellte bei der Serviererin – war es die, die ich schon kennen müßte? – zwei Cola.

»Ein kleines Frühstück dazu?«

Ich hatte gut gefrühstückt und lehnte deshalb ab. Er bestellte für sich eine Portion Ei mit Speck, die ihm auch ohne Verzögerung serviert wurde. Bis er sie vertilgt hatte, sagte er nichts mehr. Dann und wann, zwischen zwei gehäuften Gabeln, lächelte er mir zu. Es herrschte die beste Stimmung zwischen uns. Nur die Cola schien ihm nicht zu behagen. Jedesmal, wenn er absetzte, verzog er das Gesicht. Schließlich gab er die übliche Bestellung für sich auf: Bier und Schnaps. Und unvermittelt begann er zu erzählen.

»Die Sache mit dem Lehrer kennen Sie. Ein zweites ähnliches Ereignis folgte erst viele Jahre später. Es war am Anfang des Krieges. Ich war Soldat und mußte, obwohl völlig ungeeignet dazu, mit sonderbaren und schrecklichen Geräten umgehen: mit Karabinern, Pistolen, Gasmaken, Knobelbechern, Spinden und Schemeln. Doch viel schlimmer: Es gab recht eigenartige Typen, die mir solchen Umgang beibringen wollten. Einer von ihnen war der Unteroffizier Heisenold – den Namen vergesse ich mein Leben nicht mehr. Geht Ihnen das auch so, ich meine: mit solchen Typen?«

Ich nickte nur, um ihn nicht abzulenken.

»Das war ein Mistkerl, kann ich Ihnen sagen. Und er hatte es auf mich abgesehen. Es gab nichts, was ich nicht unter ihm erleiden mußte. Von Ausgangs- und Urlaubssperre oder Küchendienst zusätzlich will ich ganz absehen, das zählte nicht viel. Aber daß ich den langen Flur mit der

Zahnbürste scheuern mußte, daß er mich nach Dienstschluß zwei Stunden Maskenball machen ließ – Sie wissen doch, was das ist –, daß er mich einmal sogar um Mitternacht aus dem Bett holte und mit mir – ich barfuß und im Nachthemd – auf dem Kasernenhof Strafexerzieren machte, das ließ das Maß bei mir überlaufen. Ich zitterte am Tage vor ihm und fand nachts kaum Ruhe, besonders dann nicht, wenn er Unteroffizier vom Dienst war.«

Versonnen schaute er aus dem Fenster. Die Ereignisse lagen Jahrzehnte zurück, er hatte sie nicht vergessen. Nachdem er sein Bier ausgetrunken hatte, fuhr er fort.

»Eines Tages mußte ich wieder, es war wohl zum drittenmal in jener Woche, auf Wache ziehen. Da geschah es, während meiner Freiwache. Ich lag auf einem mit durchschwitzten und stinkenden Decken belegten Feldbett, als ich mich urplötzlich aufstehen sah. Es war so wie damals in der Schulzeit ... Sie erinnern sich an die Sache mit dem Lehrer. Wieder hatte ich das Gefühl, außer mir zu sein, über oder neben mir zu schweben. Ich sah mich also aufstehen und die Wache verlassen, was doch streng verboten war. Ich sah mich auf die Kaserne zugehen, ich sah sogar mein grimmiges, zu allem entschlossenes Gesicht. Nun werden Sie sich denken können, was weiter geschah.«

Eine sonderbare Frage. Da mir solche Phänomene nicht vertraut waren, ich auch keine Beziehungen zu Psychiatern habe, wußte ich keine Antwort. Mir kam zwar alles wie Jägerlatein oder Seemannsgarn vor, aber das wagte ich nicht zu sagen, eine solche Bemerkung hätte allem ein Ende gesetzt. So sah ich ihn nur erwartungsvoll an, hoffend, daß er ohnehin gleich weiterberichten würde. Und er schien damit auch zufrieden.

»Der Unteroffizier Heisenold war beim Waffenreinigen. Ich sah mich die Stube betreten. Heisenold blickte gerade angestrengt in den Lauf eines Karabiners, den er am Abzugsbügel gefaßt hatte und dessen Schaft zur Decke zeigte. Ich sah mich auf Heisenold zugehen, ich ahnte Schreckliches, aber alles vollzog sich so schnell, daß ich – wäre es überhaupt möglich gewesen, ich weiß es nicht – noch irgend etwas hätte verhindern können. Direkt vor dem Unteroffizier stehend, tippte ich mit dem Zeigefinger der rechten Hand gegen den Abzug, Heisenold bemerkte nicht, was ich tat, ich selbst sah es mich tun, es gab einen lauten Knall, das Geschoß traf in das rechte Auge des Unteroffiziers, durchbohrte den Schädel. – Ohne jede Eile verließ ich die Kaserne«.

Der Mann hätte mir die Geschichte kaum erzählt und gewiß nicht auf sein Erlebnis mit dem Lehrer hingewiesen, wäre es hier nicht ebenso ausgegangen. Den Schluß ahnte ich, dennoch unterbrach ich ihn nicht, so ungeduldig ich auch war, sollte er erst einmal das Bier austrinken.

Er wischte sich den Mund und sah wieder an mir vorbei.

»Und der Unteroffizier?«

Er sagte nichts.

»So ist ihm also nichts geschehen, diesem Unteroffizier? Er ist auch nicht bald darauf zu Tode gekommen? Wie der Lehrer?«

»Was glauben Sie, warum ich Ihnen das erzählt habe? Natürlich ist auch der Unteroffizier zu Tode gekommen. Hätten Sie sich doch denken können. In derselben Nacht kam er betrunken vom Ausgang. Nachdem er über die Kasernenhofmauer geklettert war, wurde er von einem Posten erschossen. Daran erinnere ich mich noch ziemlich genau.

Dem Posten wurde später ein Riesentheater gemacht, obwohl er doch nur seine Pflicht getan hatte. Vorschriftsmäßig hatte er die Parole gefordert, keine Antwort. Auch die Androhung zu schießen hatte der Unteroffizier nicht beachtet. Es war ein feiner Kopfschuß. Auf dem Schießplatz hätte der Posten dafür einen Tag Sonderurlaub erhalten.«

Ich stand wieder vor der Frage, ob ich dem Mann das glauben sollte. Das Ereignis war nicht weniger phantastisch als das mit dem Lehrer. Beide Male habe er sich nicht in seinem Körper befunden, sondern habe zusehen müssen, wie sein Körper einen Mord beging. Er behauptete, es sei ihm unmöglich gewesen, das zu verhindern. Wer oder was war das, was sich da von ihm getrennt hatte? War es seine Person im engsten Sinne? War es seine Seele? Oder das Gewissen?

Obwohl dieser Mann weder den Lehrer noch den Unteroffizier getötet hatte, haben beide, durfte man seinen Berichten trauen, nur kurze Zeit überlebt. Er schien sie mit einem Todesmal gezeichnet zu haben. Ich erinnerte mich an alle möglichen Geschichten, die ich früher einmal gehört hatte, etwa, daß Fotografien von Leuten zerstümmelt oder zerstochen wurden, um den Betreffenden in der Ferne Schaden zuzufügen. Doch ich habe an solchen Kram nie geglaubt und war auch jetzt nicht bereit, mir einen Bären aufbinden zu lassen. Dennoch gab mir dieser Mann Rätsel auf. Und ich setzte mir in den Kopf, sie zu lösen.

»Ist Ihnen das noch öfter geschehen?« wollte ich wissen.

Der Mann kniff die Lippen zusammen, als wollte er sich am Sprechen hindern. Sein Gesicht bekam einen eigenartig pfiffigen Zug.

»Warten Sie's ab!«

»Gut. Aber sagen Sie einmal Ihre Meinung: Wie ist der Unteroffizier ums Leben gekommen – durch Sie? Oder durch spätere Ereignisse, mit denen Sie gar nichts zu tun haben konnten?«

»Es hat sich alles so zugetragen, wie ich es Ihnen berichtet habe, ich kann dem nichts hinzufügen. Noch eine Cola? Oder besser ein Pils und einen Schnaps zur Abwechslung?«

»Wenn es schon sein muß, dann bitte noch eine Cola.«

Er winkte die Serviererin herbei, sie kam sogleich, denn zu dieser Zeit war die Gaststätte nicht einmal zur Hälfte gefüllt. Von draußen hörte man die Lautsprecheransagen von den Bahnsteigen, sie vermischten sich mit dem Pfeifen und Stoßen der schweren Dieselloks und mit dem Surren der ein- oder ausfahrenden S-Bahnen.

»Jetzt wollen sie weiter, sehen Sie mal!«

Mein Gegenüber deutete auf die Beiwagenmaschine, die noch immer im Sichtbereich des Fensters war. Der Mann hatte einen Beutel mit Broten und eine Flasche in der Hand, er verstaute beides in einer Seitentasche, nahm dann den Sturzhelm vom Lenker und stülpte ihn sich ohne Hast über.

»Bringen Sie auch einen Schüttelreim zustande?«

Begann er nun wieder damit? Wollte er mich in der bekannten Weise provozieren? Es war diese Art, die mir auf die Nerven ging. War er mal eine Zeitlang friedlich – man könnte fast sagen: vernünftig –, so hielt er das nicht lange durch. Alles endete in dem Versuch, mich zu reizen. An diese Verhaltensweisen konnte ich mich nicht gewöhnen. Ich fühlte mich stets aufs neue überrumpelt. So wie jetzt: Er verlangte von mir einen Schüttelreim.

Ich muß zugeben, daß ich mich gelegentlich darin versu-

che. Besonders die TATRA-Bahn in der Hauptstadt bringt mich darauf.

Da sie einen jeden so schüttelt, daß Lesen oder gar Schreiben unmöglich ist, fange ich da manchmal an, nach Schüttelreimen zu suchen. Doch ich muß gestehen, daß mir selten ein Erfolg beschieden ist. Mir fehlen dazu vermutlich das Geschick und die Erfahrung. Nun wurde das jetzt und hier von mir gefordert. Ich ahnte schon: Fände ich keinen Reim, hätte ich wiederum das Nachsehen, und der Kerl machte sich über mich lustig. Ich kam mir vor wie der dumme August. Alle Späße aus dem Drehbuch des Mannes an meinem Tisch hatte ich zu vollführen.

Panisch schaute ich umher nach irgendeinem umwendbaren Gegenstand, doch alles, was ich probierte, ging nicht auf: Fenster – Bockwurst – Bierdeckel – Colaflasche ...

Plötzlich hatte ich es. Ein Blick in die Küche hatte mich darauf gebracht.

Der Mann schaute mich noch immer erwartungsvoll an, gewissermaßen vom Sockel des Könners, des Fachmanns, der sich seiner Überlegenheit sicher ist.

»Wo bleibt er nun, Ihr Schüttelreim?«

»Gib acht auf deinen Gasherd,
wenn in der Frau der Haß gärt.«

Ich lächelte dem Mann zu und freute mich, ihn überrumpelt zu haben. Ob er wohl auch ein guter Verlierer sein konnte? Doch das, was geschah, irritierte mich, damit hatte ich nicht gerechnet.

Das Gesicht des Mannes entstellte sich, aus halb zusammengekniffenen Augen blitzte nun nicht mehr Schalkhaftigkeit, sondern Furcht. Er atmete kurz, die Mundwinkel

zuckten, er ruderte mit den Armen, legte die Hände auf den Tisch, dann auf seine Knie, hob sie schließlich auf und verbarg hinter ihnen sein Gesicht.

Was hatte ich getan? Ich war doch nur seiner Aufforderung nachgekommen, einen Schüttelreim zu liefern. Was hatte ihn so aus der Fassung gebracht? Er saß vor mir mit verdecktem Gesicht, unfähig, ein Wort zu sagen, wie erstarrt.

Wieviel Zeit vergangen war, bis der Mann die Hände sinken ließ, kann ich nicht sagen. Vielleicht hat alles nur Minuten gedauert, vielleicht auch eine Viertelstunde. Das Gesicht, das er darbot, schien um Jahre älter als zuvor, sein Blick ging an mir vorbei, und erst allmählich begann er sich zu fangen.

»Das ist eine Niedertracht. Wer sind Sie eigentlich? Was wollten Sie damit sagen?«

Seine Fragen brachte er im Rhythmus des Luftholens hervor. War das nur ein neuer Trick, um mir das Erfolgserlebnis zu zerstören?

»Habe ich Sie verletzt?« fragte ich sehr behutsam.

»Verletzt? Tun Sie doch nicht so scheinheilig. Behaupten Sie nur nicht, das sei ein Zufall gewesen, ihr Schüttelreim. Was haben Sie damit beabsichtigt?«

»Ich habe nichts beabsichtigt. Ich sah rein zufällig den Gasherd in der Küche, als einer der Kellner die Tür offenließ. Ich versuchte es mit einem Reim darauf – wie zuvor schon mit vielen anderen Gegenständen hier –, diesmal funktionierte es. Sie waren es doch, der von mir einen Schüttelreim verlangt hatte.«

»Sie lügen. Sie haben sich hinterrücks nach mir erkundigt, geben Sie es zu! Oder habe ich Ihnen erzählt, daß sich

meine Frau mit Gas vergiftet hat? Ich bin doch nicht senil, ich weiß genau, was ich sage. Ich habe es ihnen nicht erzählt. Nicht ein Sterbenswörtchen habe ich davon erwähnt. Nur von Selbstmord habe ich gesprochen. Sie aber haben es gewußt, vielleicht von Anfang an, und Sie haben darauf gewartet, daß der Augenblick kommt, mir diesen Schlag zu versetzen. Ich dachte, Sie wären harmlos, dabei sind sie gemein und niederträchtig.«

Ich versuchte ihn zu besänftigen, erklärte, daß ich mich nur vorübergehend in dieser Stadt aufhalte, um Eindrücke für einen neuen Roman zu sammeln. Zu jedem meiner Worte schüttelte er den Kopf, er glaubte mir nichts von alledem. Plötzlich stand er auf, machte wieder einige seiner wegwerfenden Handbewegungen und zischte mir seinen letzten Satz zu: »Gehen Sie zum Teufel!«

Erst als er die Gaststätte verlassen hatte, bemerkte ich, daß er die Zeche schuldig geblieben war, die Zeche, zu der er mich eingeladen hatte. Ich wartete die Serviererin ab und zahlte für alles.

Der Zaun besteht aus einfachen Holzstäben, die mit zwanzig Zentimeter Abstand auf Latten genagelt sind. Die Gartentür ist aus dem gleichen Material. Sie ist nicht breiter als ein Meter. Neben dem Eingang steht der Briefkasten, er gleicht einem Starkasten, nur hätte der ein rundes Loch und keinen Schlitz. Ein hölzernes Namensschild ist befestigt, mit großen Buchstaben steht darauf: WENZEL ZIMMERL. Die beiden Worte scheinen eingebrannt zu sein, vielleicht sind sie auch vor Jahren mit Farbe gemalt worden und inzwischen ausgeblichen.

Das Grundstück ist nicht groß, ein mittlerer Hühneraus-

lauf, in der Tat befinden sich dort drei Hühner, sie scharren auf einem Komposthaufen herum.

Der Weg zu dem Haus, man müßte besser Hütte sagen oder Laube, ist nicht abgesteckt und nicht gepflastert, er ist das Urbild aller Wege, ein Trampelpfad, ein Steig, entstanden, weil Leute tagein, tagaus, jahrein, jahraus ihre Füße immer auf dieselben Stellen gesetzt haben. Da kann nichts wachsen, selbst Melde und Brennessel werden zertreten, sobald sie sich aus dem Erdreich wagen.

Das Haus, die Laube mit Anbau, ist aus Holz, die Wände sind außen mit Dachpappe benagelt, der besseren Isolierung wegen, solide wirkt nur der Schornstein, der alles um einen Meter überragt. Das Dach ist flach, so flach, daß man den Belag nicht erkennt und sich fragt, wohin der Regen abfließen kann.

Der Mann, Wenzel Zimmerl, er will nicht alt sein, aber er ist es nun einmal, wohnt allein in dem Häuschen, seitdem die Frau vor vier Jahren an einer Gasvergiftung starb. Es war Selbstmord. Der Ehemann, Herr Zimmerl also, zu der Zeit nicht mehr Fotograf wie ehedem, sondern Nachtwächter auf einem benachbarten Gelände mit Baumaterialien, war nicht daheim, als es geschah, das ist bewiesen. So war es eindeutig Selbstmord, die „K“ hatte eine Untersuchung durchgeführt, wie es vorgeschrieben ist, doch die Untersuchung hatte nichts Gegenteiliges ergeben, es blieb Selbstmord, und alle waren davon überzeugt, die Tochter in ihrer Stadtwohnung und Frau Karin, die Nachbarin, und wohl auch Wenzel Zimmerl, der Witwer. Die Frau hatte keinen Abschiedsbrief hinterlassen, das geschieht selten, wahrscheinlich gehört aber zu jeder Regel eine Ausnahme. Frau Roberta Zimmerl war solch eine Ausnahme.

Den Gasherd in der Küche hat es nicht immer gegeben, er war damals, als das Unglück geschah, erst etwas mehr als zwei Jahre alt. Die Gasleitung führte schon länger zu den Außenbezirken der Stadt, aber nicht jeder hatte einen Anschluß. Der kam bei Zimmerls erst auf den Wunsch der Frau zustande, der Herd war nicht billig, aber das Kochen gehe schneller, hatte Roberta Zimmerl gesagt. Als der Mann das Quengeln satt hatte, rückte er das Geld heraus. Ohne den Gasherd wäre sie vielleicht noch am Leben. Wer weiß.

Seit vier Jahren lebt also Wenzel Zimmerl allein im Haus. Nur selten wird an seine Tür geklopft, und wenn, dann ist es jemand, der kassieren will, die ältere Frau mit der Stromrechnung oder die Postzustellerin mit der Quittung für das Zeitungsgeld. Das Haus hat zwei Räume, ursprünglich war es nur einer, das Schlaf- und Wohnzimmer, die Küche ist ein Anbau. Für zwei alte Leute ist Platz genug und für den Witwer erst recht.

Der Wohn-Schlaf-Raum ist nicht in Unordnung, wie zu vermuten wäre, auch nicht verschmutzt, führe man mit dem Finger über den Schrank, man fände nicht einmal Staub. Im Winter ist es anders, weil der Kanonenofen aus allen Ritzen und Fugen Ruß und Asche streut.

Die Möbel, nur wenige Stücke, sind alt und wertlos. Ein quadratischer Tisch aus Fichte, neben dessen Beinen sich winzige Ablagerungen von Holzmehl finden; jeden Tag werden sie beseitigt, doch jede Nacht häufen die Holzwürmer sie neu an. Der Schrank ist ein besseres Regal mit einem Stoffvorhang, die Stühle haben gerade, dünne Beine und ebensolche Rückenlehnen, die Knochen tun einem weh, wenn man sie nur anschaut.

Das beste Stück ist eine Kuckucksuhr, ein gediegenes Exemplar aus dem Schwarzwald, sie mag ihre achtzig Jahre auf dem lackierten Kasten haben. An den Wänden hängen Fotografien, Übrigbleibsel aus der Berufszeit des Herrn Zimmerl. Ein Pferdekopf, eine Dorfstraße mit Linden, niedrigen Häusern und einer Kirche, auf der ein spitzer Turm sitzt.

Dann aber auch Bilder von einem Mann mit Vollbart und gütigem Gesicht, in kaiserlicher Uniform, im Gehrock, Knickerbockern, auf diesem Bild ist sein Gesicht zerfurcht, und die Güte, die man auf den anderen Konterfeis findet, ist zu wehmütiger Weltabgewandtheit geworden. Es ist Wenzel Zimmerls Vater, der Geheime Rechnungsrat Alois Zimmerl.

Von der Mutter kein Bild, auch von den Geschwistern keine.

Wenzel Zimmerl sitzt auf einem der harten Stühle. Auf der anderen Seite des Tisches steht ein gleicher Stuhl, ihm gegenüber. Auf ihn setzt der alte Mann, wenn ihn die Einsamheit heimsucht und er meint, reden zu müssen, Roberta Zimmerl, seine durch Selbstmord dahingeschiedene Frau. Obwohl die Verblichene natürlich nicht auf dem Stuhl sitzt, weil sie ja auf dem Friedhof liegt, ist die Einbildung des Mannes so realistisch, daß er, sobald er einmal zu reden beginnt, meint, sie säße dort leibhaftig. Was er ihr erzählt? Es sind alte Geschichten, die sie längst kennt. Doch sie ist ein guter Zuhörer, sie unterbricht ihn an keiner Stelle.

»Die Mutter – du kennst sie nicht, doch ich habe dir früher schon von ihr berichtet – die Mutter also, die hatte bei uns die Hosen an. Sie entstammte einfachen Verhältnissen, sehr einfachen. Der Vater hatte sie, als er ein lebenslustiger

Student war, irgendwo kennengelernt, deutlicher: Er hatte sie wohl eines Nachts aufgelesen, und dann geschah, was geschehen mußte. Doch der Vater, der Alois Zimmerl, das war ein Ehrenmann, er heiratete die ansehnliche, aber mittellose Wilhelmina, ein Jahr nachdem sie entbunden hatte und einen Monat nachdem er examiniert worden war.

Der Knabe, ich selber also, auf Wunsch der zur Stunde der Geburt ledigen Kindesmutter auf den Namen Wenzel getauft, wurde sodann legalisiert, er erhielt den Nachnamen des Vaters, der vielleicht nur ein potentieller Vater war. Selbst die Frage, ob er wirklich der Erzeuger meiner jüngeren Geschwister war, halte ich für ungeklärt. Aus dem Gesicht waren ihm beide nicht geschnitten.

Aber zurück zur Mutter. Die bis in die vierziger Jahre hinein äußerst attraktive Frau Zimmerl dankte ihrem Ehegemahl den sozialen Aufstieg nicht. Sie war schroff und hart im Charakter, ein unerklärlicher Kontrast zu ihrem Äußeren. Hörte man, wie sie, Ohrfeigen austeilend, keifend und Furcht verbreitend, in den Räumen der hübschen Kleinstadtwohnung zugange war, man hätte ihr eine knochige Figur, ein hartes, hageres Gesicht und eine spitze Nase zugetraut.

Sie blieb nächtelang fort. So etwas hast du, Roberta, niemals getan, daß muß ich einmal ausdrücklich anerkennen. Sie jedoch, kam sie zurück von ihren im Dunkel liegenden Ausflügen, war mißmutig und schlug nicht nur die Kinder, sondern auch den gütigen Geheimen Rechnungsrat, legte sich nach solchem Tun zu Bett, schlief bis in den Abend, badete, zog sich herrschaftlich an und verschwand wiederum.

Der Vater, um seine Stellung bangend, ließ alles geschehen, besorgte Küche und Haus, tröstete und verwahrte die

Heranwachsenden und stapelte den sich ständig wiederholenden und vermehrenden Zorn in sich bis zu einem soliden Herzinfarkt. – Ich danke dir, Roberta, daß du mir still zuhörst und keine Fragen stellst. Aber du kannst mir glauben, es war genau so, wie ich es dir erzähle.

Die Witwe und Erbin, ein noch immer von Kraft strotzendes Weib, herrschte weiter auf die gewohnte Weise über die drei Waisen, Halbweisen müßte es heißen, doch das stimmt auch nicht, in Wirklichkeit waren wir Waisen. Sie prügelte uns nicht nur, sondern sperrte uns einzeln – als Steigerung ihrer Züchtigungen – für viele Stunden in die völlig dunkle Besenkammer. Ich hoffe, du hast gut zugehört, liebe Roberta. Was Wunder, daß wir aus dem Haus liefen, sobald wir dazu in der Lage waren, zuerst ich, dann der jüngere Bruder, zuletzt die kleine Schwester. Was ich später noch von der Rabenmutter gehört habe? Sie hat irgendwann allen Besitz verkauft und ist danach mit dem Geld spurlos verschwunden. Und die Geschwister? Ich weiß nicht, wo sie geblieben sind. Wir hatten eben keinen Zusammenhalt. – Schön, Roberta, daß du jetzt so geduldig bist. Warst ja nicht immer so, bei Lebzeiten.«

Der Mann lehnt sich zurück, als betrachte er in Ruhe die Frau, die gar nicht da ist, der Stuhl ist leer, dennoch droht er ihm mit dem Finger.

»Nun zu mir. Sag nicht, das kennst du alles! Es war mir gelungen, in der Zeit der großen Rezession in den zwanziger Jahren in einem Fotogeschäft Arbeit zu bekommen. Du weißt genau, wie ungewöhnlich so etwas damals war. Zunächst war ich nichts als ein Laufbursche, ich trug die fertigen Abzüge und Vergrößerungen zu den Kunden und reinigte die Räume des Geschäfts. Später durfte ich in der

Dunkelkammer mithelfen. Das war die Zeit, in der ich dich kennenlernte. Und als wir heirateten, kurz bevor die einzige Tochter geboren wurde, da träumte ich noch von einem eigenen Fotoatelier. Du hast niemals daran geglaubt, das war dein Fehler, einer deiner Fehler, wollte ich sagen. Es lag nicht an meinem Unvermögen, es lag am Krieg. Keine Widerrede, bitte. Ich sage: Es lag am Krieg. Kam ich auch zurück, so war ich doch sehr verändert, ich konnte mich zu nichts mehr aufraffen. Mit Erreichen der Rente gab ich den Beruf endgültig auf und wirkte noch ein paar Jahre als Nachtwächter, um die Rente etwas aufzubessern. Das war kein Beruf mehr, das war ein Job. Und den ganzen lieben langen Tag stand ich unter deiner Fuchtel. Wer sollte das durchhalten? Je älter du wurdest, desto mehr Haare bekamst du auf den Zähnen. Was erzähle ich dir das, du wirst es selbst zugeben, wenn du ehrlich bist. Du wurdest nicht aus einer Raupe zum Schmetterling, nein, bei dir war es umgekehrt. Aus einem Schmetterling wurdest du zu einer dicken, unansehnlichen, gefräßigen Raupe. Daß mußte einmal gesagt werden.«

Der Mann sieht sich um, findet eine Blechbüchse mit zwei schon etwas trocken gewordenen Stücken Kuchen, nimmt eins und beginnt zu schmatzen. Das Zeug ist hart, so geht er an das Regal und holt sich eine Flasche Wermut, entkorkt sie und nimmt nach jedem Bissen einen Schluck.

Während er ißt und trinkt. schweigt er. Plötzlich aber hält er inne. Er schüttelt den Kopf.

»Was höre ich da? Es paßt dir nicht, daß ich meinen Wermut trinke? Möchte wissen, was es dich noch angeht. He – was geht's dich an! Du hast hier nichts mehr zu melden. Von dir lasse ich mich nicht mehr schikanieren.«

Und plötzlich beginnt er zu schreien. „Du sitzt nur hier, weil ich es dir gestatte. Du bis auf dem Friedhof, und da gehörst du hin. Ich trinke, was ich will, und ich trinke, soviel ich will. Hast du das kapiert, du alte Schlampe?« Bei jedem neuen Satz schlägt er mit der Hand auf den Tisch, daß die Blechbüchse ein wenig springt und die Flasche zu wanken beginnt. Schließlich gießt er den Rest des Wermuts in sich hinein, steht auf und macht eine abfällige Handbewegung.

»Schluß der Vorstellung für heute. Verschwinde!«

Dann geht er zur Liege und streckt sich aus, um ein Schläfchen zu halten.

Der Zorn über die für den alten Mann beglichene Zeche hatte sich bei mir gelegt, an die Stelle von Enttäuschung und Verärgerung begann erneut die Neugier zu treten. Ein endgültiges Bild von dem Alten bekam ich noch immer nicht zusammen. Zu widerborstig zeigte er sich. Innerhalb einer Stunde oder weniger wandelte er sich von einem heiteren, aufgeschlossenen und plaudernden Menschen in einen introvertierten Giftzwerg. Und das meist ohne erkennbaren Anlaß.

Niemals hatte ich ihn absichtlich gereizt, im Gegenteil, ich war seinen Späßen meist wehrlos ausgesetzt und hatte keine gute Figur dabei gemacht. Konnte er da nicht zufrieden sein? In den meisten Fällen hatte er über mich triumphiert.

Der Schüttelreim mit dem Gasherd, nun gut, das mußte ihn treffen, vielleicht sollte man besser sagen: aufwühlen. Denn der Tod seiner Frau – der Selbstmord durch Gas – lag noch nicht allzulange zurück. Vier Jahre. Doch von Einzelheiten hatte ich nichts gewußt. Er mußte sich eigentlich

darüber klar sein. Er hätte es mir schon früher sagen können. Warum hatte er mich dann beschuldigt, jenen Schüttelreim in hinterhältiger, böswilliger Absicht zusammengedrechselt zu haben, nur um ihn zu verletzen?

Ich sah den Mann nicht als Mörder, trotz der haarsträubenden Ereignisse, die er mir aufgetischt hatte, die Ermordung des Lehrers und die Erschießung des Unteroffiziers. Gewiß blieben da Fragen offen, aber seitdem war viel Zeit vergangen, zuviel, um die alten Sachen aufzuwärmen.

Je näher der Tag meiner Abreise rückte, desto stärker wurde mein Verlangen, den alten Mann noch einmal zu sehen. Doch sooft ich die Bahnhofsgaststätte aufsuchte, von ihm war keine Spur.

Ganz überraschend trafen wir dann doch zusammen. Ich war kurz in die Hauptstadt gefahren, um einen wichtigen Termin wahrzunehmen. Als ich am frühen Abend in die S-Bahn stieg, sah ich den Mann im selben Wagen. Das war Zufall. Wie sollte ich mich verhalten? War es besser, ihn zu übersehen? Oder konnte ich nach der letzten Begegnung so einfach »Hallo« rufen und Wiedersehensfreude heucheln?

Ich wartete. Kurz vor der Endstation erhob ich mich und ging langsam auf ihn zu. Ich überließ es ihm, mich zu entdecken oder zu ignorieren. Als er mich neben sich sah, erhob er sich sofort, streckte mir die Hand entgegen und nannte mich seinen alten Freund. Und er lud mich wiederum auf ein Bier in die Mitropa ein, natürlich an »unseren Tisch«, so sagte er ausdrücklich.

Ich willigte ein, obwohl mir der unfaire Ausgang seiner letzten Einladung noch vor Augen stand.

An diesem Abend machte er einen sehr aufgeräumten Eindruck. Vielleicht hatte er schon Alkohol zu sich genom-

men, es wäre möglich gewesen. Auf jeden Fall war von einer Verstimmung, mit der er beim vorigen Mal gegangen war, nichts zu merken. Er führte das große Wort, ich hörte nur zu und brauchte fast nichts zu erwidern. Nach zwei Pils und den entsprechenden Klaren wurde er noch lauter und prahlerischer, so daß sich schon einige Gäste an den benachbarten Tischen nach uns umdrehten.

Gegen zwanzig Uhr meinte ich, daß es genug sei, und sah mit voller Absicht und unübersehbar auf meine Uhr. Er wollte nicht, daß ich ginge. Die Geschichte, die er mir dann erzählte, stellte alles Bisherige in den Schatten.

»Das hätte sie mir nicht antun dürfen«, begann er, und als ich ihn fragend anstarrte, fügte er rasch hinzu: »Meine Frau. – Sie wurde mit zunehmendem Alter immer herrschsüchtiger, auch etwas schlampiger als früher, dazu verschwenderisch, was die eigenen Bedürfnisse betraf. Das habe ich alles hingenommen. Als sie mich aber in meiner eigenen Dunkelkammer, die ich im Keller eingerichtet hatte, einsperrte, da war es aus. Es hatte eine Auseinandersetzung gegeben. Sie wollte neue Gardinen und verlangte das Geld von mir. ›Weshalb‹, fragte ich. ›Die alten sind doch noch gar nicht alt, sie sind nicht vergilbt und nicht zerrissen, weshalb also neue?‹ So dicke hatten wir es auch nicht. Ich erwähnte mein Hobby, was sage ich, es war ja mein Beruf, das Fotografieren, Entwickeln, Vergrößern und so weiter, dafür konnte ich auch nur eine kleine Summe jeden Monat frei machen. Das aber war für sie das Stichwort. Sie zeterte los: Das sei nicht wahr, in meiner Dunkelkammer fehle nichts, da sei ich großzügig, doch wenn sie mal ein paar neue Gardinen wolle, dann sei ich schwerhörig. Sie gönnte mir nichts. War schließlich meine

einzige Freude, die ich noch hatte als – Nachtwächter, mal was Schönes zu schießen und dann ein wenig zu experimentieren, geblitzte Farbumsetzungen und dergleichen, falls Sie wissen, was das ist.«

Ich wußte es natürlich nicht und schüttelte den Kopf. Er beachtete meine Reaktion nicht und fuhr fort.

»Natürlich kostete so etwas Geld. Aber es bringt auch manchmal etwas ein, eine Veröffentlichung in einem Fotomagazin oder in einer Illustrierten. Doch nicht das Geld ist die Hauptsache, sondern das Erfolgserlebnis.«

Worauf wollte er hinaus? Mußte ich sitzen bleiben, um mir das anzuhören? Er erzählte viel und ausschweifend, verlor sich in Einzelheiten, dabei wurde es immer später. So unterbrach ich ihn schließlich mit einer Zwischenfrage.

»Wie kam es, daß Sie in der Dunkelkammer eingesperrt wurden?«

»Das war an dem Tag, an dem das mit den Gardinen geschah. Vor dem Essen wollte ich kurz etwas kontrollieren, ein Bad, das ich angesetzt hatte, der Schlüssel steckte, der Lichtschalter befindet sich außen neben der Tür. Ich hatte nur eine kleine Taschenlampe mit, deren Batterie fast ausgebrannt war. Licht durfte ich nicht machen. Da hörte ich, wie sie den Schlüssel herumdrehte. ›Was soll das?‹ fragte ich. ›Ein Scherz?‹ – ›Kein Scherz‹, antwortete sie. ›Bleib mal, wo du bist, friß deine Filme und sauf deinen Entwickler. Du wirst schon wissen, warum.‹ Danach ging sie nach oben. Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Die Taschenlampe glimmte noch ein wenig, erlosch aber bald darauf. Es war stockdunkel in dem kleinen Raum. Und plötzlich erinnerte ich mich an meine Mutter und an die Besenkammer, in die sie uns als Kinder gesperrt hatte. Meine Mutter

war sehr unbeherrscht, und wir wurden aus kleinsten Anlässen sehr hart bestraft. Nur – jetzt war ich kein Kind mehr, wie konnte es jemand wagen, mir das anzutun?«

Er machte eine Pause, man merkte ihm die Erregung an, die ihn bei der Erinnerung an diese Vorgänge ergriffen hatte. Er trank das Bier aus und bestellte ein neues Glas, diesmal aber keinen Schnaps.

»Die Zeit verstrich. Längst hätte ich meinen Dienst als Nachtwächter antreten müssen. Doch ich war nicht imstande, die Tür zu öffnen. Ich versuchte es, aber sie gab nicht nach, als ich mich dagegen stemmte. Für einen Anlauf bot der kleine Raum keinen Platz. So verlegte ich mich aufs Rufen und Betteln. Nichts rührte sich. Die ganze Nacht blieb ich eingesperrt. Erst am nächsten Morgen kam die Frau beiläufig vorbei und schloß auf. ›Ich wünsche wohl geruht zu haben‹, höhnte sie. Mir war übel. Wenn ich die Augen schloß, schossen silberne Blitze an mir vorbei; als ich die Treppe hinaufstieg, mußte ich mich festhalten. Im Magen war mir flau, und die Hände zitterten. Während ich mir das Frühstück bereitete, steckte sie den Kopf durch die Tür und sagte, sie ginge nun die Gardinen kaufen, denn sie sei sicher, daß ich jetzt nichts mehr einzuwenden habe. Ich blieb den Tag über allein. Erst am Abend kam sie zurück – ohne die Gardinen.«

Ich wurde noch immer nicht schlau aus ihm.

»Das war es, was Sie mir erzählen wollten?« fragte ich, auf meine Uhr schauend. Seine gute Anfangslaune war schon wieder im Schwinden. Das mochte diesmal nicht an mir gelegen haben. Er tat mir leid. Aber es war spät geworden, und ich hatte versprochen, zu einer Zeit, die lange verstrichen war, bei meinen Gastgebern zu sein. Er starrte zur

Decke, als sei ich nicht da, und bohrte mit dem rechten Zeigefinger in seinen Ohren herum.

»Nein«, sagte er plötzlich und sah mich wieder an. »Nein, das wollte ich nicht erzählen. Doch Sie verstünden das andere nicht, hätte ich es für mich behalten. – Für mein Fernbleiben vom Nachtdienst hatte ich eine Ausrede gebraucht: mir sei schlecht gewesen. War ja nicht einmal gelogen. Doch am nächsten Abend verließ ich das Haus sofort nach der Rückkehr meiner Frau. Ich löste den Pförtner früher als üblich ab, der war dankbar, kam er doch schneller an die Glotze. Ich machte den Hund los und nahm ihn zu mir in das Wächterhaus. Draußen war es warm und hell. Erst als es dämmrig zu werden begann, machte ich mit dem Hund meinen ersten Rundgang. Es war alles in Ordnung. Vorsichtshalber stellte ich den Wecker auf die Zeit der nächsten Kontrolle – ich schlief zwar selten ein, aber das war eine sichere Sache, falls es doch einmal geschehen sollte – und legte mich auf die Liege.«

Wieder machte er eine Pause, blickte mich durchdringend an, als überlegte er, ob er fortfahren sollte oder nicht.

»Und dann geschah es. Ich sah mich aufstehen und zur Tür gehen. Der Hund schien nichts zu bemerken. Wäre ich in Wirklichkeit aufgestanden, hätte er gebellt und wäre vor Freude, hinaus zu dürfen, an mir hochgesprungen. Nichts dergleichen, er rührte sich nicht. Ich schwebte wieder neben oder über mir und sah, daß ich nicht einen der üblichen Kontrollgänge machte, sondern den Weg nach Hause einschlug. Dort angekommen, sah ich mich die Tür öffnen und ins Schlafzimmer ans Bett meiner Frau gehen. Ich sah, wie ich ein Kissen nahm und es auf ihr Gesicht preßte. Sie wehrte sich und schlug nach mir, doch ich ließ nicht nach,

griff sie an den Haaren, am Hals und wo immer ich sie zu packen bekam und brachte ihr Gesicht wieder unter das Kissen. Das tat ich so lange, bis ihr Widerstand erlahmte. Dann sah ich mich das Haus verlassen und den Weg zum Materiallager einschlagen. Der Hund lag noch immer an derselben Stelle, er nahm meine Rückkehr nicht wahr, es war ja eigentlich auch nicht meine Rückkehr, sondern die eines Etwas, das ich war oder nicht war, wenn Sie so wollen. Ich sah, daß ich mich auf die Liege warf, mehr weiß ich nicht. Als der Wecker schrillte, sprang ich auf, war etwas verwundert, daß ich eingeschlafen war, der seltsame Wachtraum kam mir aber sofort in den Sinn, doch ich wußte damit nichts anzufangen, beruhigte den Hund, der bellte und jaulte, und machte meinen Rundgang. – Als ich nach meinem Dienst nach Hause zurückkehrte, bekam ich einen furchtbaren Schreck. Schon beim Öffnen der Tür bemerkte ich den Gasgeruch. Ich feuchtete einen Lappen an, hielt ihn mir vor Mund und Nase und begann alle Fenster und Türen zu öffnen. Als ich das Schlafzimmer betrat, sah ich, daß meine Frau tot auf dem Bett lag. Sie hatte das Gas ausströmen lassen, um sich zu vergiften. Schrecklich, nicht wahr?«

Nachdem er seinen Bericht beendet hatte, schien ihm wohler zu sein. Er wirkte zwar etwas angestrengt, aber er war nicht aggressiv.

»Es tut mir leid, daß ich neulich mit diesem Schüttelreim die Wunde bei Ihnen aufgerissen habe. Doch davon hatte ich keine Ahnung, das können Sie mir glauben.«

»Was macht das schon. Ich bin Ihnen nicht böse. Ich weiß auch nicht, warum ich gerade Ihnen diese Erlebnisse mitgeteilt habe. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich Sie

besonders mag. Aber Sie sind geduldig. Und es gibt wohl solche Art Wellen zwischen Menschen, sie sind ebenso unerklärlich wie das Licht. Ich habe schon bei unserer ersten Begegnung gewußt, ich will besser sagen: geahnt, daß ich Ihnen mein Herz ausschütten könnte. Und das habe ich denn getan. Vielleicht sollten Sie alles vergessen, das werden Sie auch, wenn Sie hier fort sind. Vielleicht denken Sie aber auch, daß ich ein Spinner bin. Gut, sagen Sie nichts. Etwas Überraschendes habe ich noch, warten Sie.«

Er zog seine Brieftasche hervor und legte sie vor sich auf den Tisch. Dann fuhr er mit der ganzen Hand hinein bis an das Ende des langen Fachs.

»Warten Sie, gleich habe ich es«, sagte er noch einmal. Er legte einen Ohrclip auf den Tisch neben die Brieftasche. Es war ein billiges Ding, Modeschmuck, nichts wert.

»Dieser Ohrclip gehörte meiner Frau. Ich fand ihn am Morgen nach jener Nacht. Er lag auf dem Fußboden in dem Wächterhäuschen, und der Hund spielte damit. Ist das nicht rätselhaft?«

Ich nahm den Ohrclip in die Hand und betrachtete ihn näher. Es war kein Ohrring, er hatte einen Klemmechanismus, durch den er festgehalten wurde.

»Das ist allerdings sonderbar«, sagte ich und schob ihm das glitzernde Ding zu.

Plötzlich schien er es eilig zu haben. Er rief die Serviererin und bezahlte diesmal auch meine Getränke. Dann schob er den Schmuck in die Brieftasche.

»Leben Sie wohl. Es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.«

Er lächelte, als er aufstand.

»Mich auch«, sagte ich, aber das hörte er nicht mehr. Er

war schon auf dem Weg zum Ausgang. Diesmal ging er wieder leichtfüßig.

Während ich ihm etwas versonnen nachschaute, stutzte ich plötzlich. Von drei Morden hatte er mir erzählt, die er »außer sich«, in Gedanken oder wie auch immer begangen hatte. Bei seinem dritten Mord war etwas anders als bei den vorhergegangenen. Der Ohrclip! Wie war der Schmuck in die Wächterstube gelangt, so daß der Hund mit ihm spielte? Nur der Mann selber konnte ihn dorthin gebracht haben. Vielleicht hatte er sich an der Jacke oder dem Pullover verhakt? Von den beiden anderen Opfern hatte der Mann nichts mitgebracht, keine Brille des Lehrers, keine Trillerpfeife des Unteroffziers. Hatte er nur vergessen, davon zu berichten? Ich hielt es für unwahrscheinlich. Außerdem waren der Lehrer und der Unteroffizier erst Stunden später zu Tode gekommen, die Frau jedoch zur gleichen Zeit. Ich ahnte etwas Schreckliches. Der Mann hatte seine Frau erwürgt und danach selbst den Gashahn geöffnet. Und das wäre wirklich Mord gewesen.

Der Gedanke, diesen Verdacht auszusprechen und zu klären, beherrschte mich sofort. Ich sprang auf und lief hinaus.

Auf der Straße war es mondhell, und es hätte nicht einmal der matt leuchtenden Straßenlaternen bedurft, um den Mann auszumachen. Er ging gemächlich, wie mir schien, auf der am Bahnhof vorbeiführenden Straße in nördlicher Richtung. Ich bedauerte, daß nicht mehr Leute unterwegs waren, denn mir lag natürlich daran, von ihm nicht entdeckt zu werden. Ich wechselte auf die andere Straßenseite, sie lag bis zur Fahrbahn im Schatten der Häuser. Da

ich leichte Schuhe trug, waren meine Schritte kaum zu hören.

Ich mochte dem Mann etwa fünfhundert Meter gefolgt sein, als er nach rechts abbog. Ich beschleunigte mein Tempo, denn es bestand die Gefahr, ihn zu verlieren, falls er mehrmals die Richtung wechseln sollte. Glücklicherweise machte ich ihn in der Nebenstraße sogleich aus, rechtzeitig genug, denn er überquerte kurz darauf die Fahrbahn und verschwand wiederum im Dunkel. Die Häuser standen hier nicht mehr eng aneinander wie in der Bahnhofsgegend, sondern waren von Gärten umgeben.

Als ich den Weg erreichte, in den er meiner Meinung nach verschwunden sein mochte, sah ich ihn nicht mehr. Ich blieb stehen und schaute unschlüssig umher. Mir kamen Bedenken. Was wollte ich eigentlich? Spielte ich Räuber und Gendarm? Ich – ein erwachsener Mann mit einem anderen erwachsenen Mann? So etwas wäre zwar jugendlichem Übermut zu verzeihen, aber mir, in meinem Alter, bei meiner Erfahrung im Umgang mit Menschen? Ich war halb entschlossen umzukehren, als ich sah, daß sich in einiger Entfernung ein Fenster erhellte. Das konnte er sein. Er hatte sein Haus erreicht und das Licht eingeschaltet.

Ich schob meine Bedenken beiseite und lief auf das erleuchtete Fenster zu. Schließlich könnte ich draußen bleiben, ein paarmal auf und ab gehen und dann zum Bahnhof zurückkehren, beschwichtigte ich mich selber. Im Mondlicht erkannte ich Einzelheiten des Hauses, es war eine nicht sehr stabile Laube von größerem Ausmaß. Ich verharrte am Straßenzaun und starrte auf das Fenster. Eine Gardine gab es nicht, so daß ich einen Teil des Zimmers überblicken konnte. Ich sah einen Tisch, auf dem nichts

stand, und im Hintergrund eine Art Vitrine mit Gläsern und Nippes.

Minutenlang geschah nichts, und die Ungewißheit, ob es sich wirklich um das Haus des Mannes handelte, wuchs so, daß ich wiederum erwog, diesen Ort schnellstens zu verlassen; denn es wäre noch schlimmer geworden, hätte mich hier ein Nachbar oder gar ein Streifenpolizist entdeckt.

Plötzlich trat eine Gestalt aus dem Dunkel des Zimmers hervor. Er war es, ich hatte mich nicht getäuscht. Es war ihm selbst aus der Entfernung deutlich anzusehen, daß er zornig war, sein Gesicht war verzerrt, er gestikulierte, wahrscheinlich schrie oder schimpfte er. Was er sagte, blieb mir verborgen; denn ich beherrsche nicht die Kunst, von den Lippen abzulesen. So gewalttätig hatte ich ihn noch nicht erlebt, obwohl mich dieser Ausbruch auch nicht verwunderte. Eigentlich hatte er immer auf mich gewirkt wie einer, der voll aufgestauter Wut ist. Es war ihm einmal sogar herausgerutscht, daß er mich am liebsten umbrächte. Mich!

Dann, im Handumdrehen, änderte der Mann sein Verhalten. Ich kannte das. Er ließ die Arme hängen, ich sah seinen halbgeöffneten Mund und ein Zucken, das durch seinen Körper ging. Nun lachte er. Ich stand wie angewurzelt. Kein Gedanke mehr an ein schnelles Verschwinden. Ich schaute einmal kurz in die Runde, die Gegend war menschenleer.

Gerade hatte ich meinen Blick wieder auf das Fenster gerichtet, als mir das Blut in den Adern stockte. Der Mann hatte einen derben Stock in der rechten Hand. Er ging langsam um den Tisch herum und fuchtelte aufgeregt mit dem Prügel herum. War da noch jemand im Raum? In dem

Ausschnitt, den ich um den Tisch herum überblickte, befand sich niemand. Seine Frau war, wie er sagte, seit vier Jahren tot, und die Tochter käme ihn nicht besuchen, hatte er geklagt. Wer mochte bei ihm sein, wem galt diese Drohgebärde?

Es ist sonderbar, manchmal kann man den absurdesten Gedanken nicht entgehen. Ein ganz und gar abwegiger Einfall überkam mich, während ich wie gebannt jede Bewegung des Mannes beobachtete. Meinte er mich? Führte er auf eine so unbeherrschte Art unsere Gespräche zu Ende? War er etwa gerade dabei, wieder »außer sich« zu geraten? Und galt das, was dann zu erwarten war, mir?

Ich beruhigte mich. Das war doch barer Unsinn. Er konnte nicht einmal ahnen, daß ich ihm gefolgt war, daß ich ihn aus der Finsternis heraus beobachtete. Dennoch gruselte es mich. Die einsame Gegend, die nächtliche Stille, stets beängstigend für den Menschen, der ein Taglebewesen ist, und nicht zuletzt das Gefühl, etwas Ungehöriges zu tun, das alles verfehlte seine Wirkung auf mein Gemüt nicht. Ich kam mir recht jämmerlich vor und wünschte mich weit fort. Dabei stand es mir frei, der Sache ein Ende zu machen, mich abzuwenden und …

Plötzlich knarrte eine Tür. In dem fahlen Mondlicht sah ich alles sehr deutlich. Er trat aus dem Haus. Noch immer hatte er den Knüppel in der Hand. Er begann zu schreien. Seine Stimme war heiser und doch von einer durchdringenden Stärke. Ich verstand nicht alles. Doch eins wurde mir klar. Er meinte mich. »Neunmalkluger Schnösel«, hörte ich. Er wiederholte es mehrmals. Und: »Mach dich nur über mich lustig. Du wirst noch was erleben.« Dann die letzten Worte, die ich vernahm, bevor ich mich blitz-

schnell umdrehte und davonlief: »Dich kriege ich, dich kriege ich ...«

Als ich den kleinen Weg erreicht hatte, den ich gekommen war, meinte ich noch immer dicht hinter mir sein dröhnendes Lachen zu hören. Stand er vor seinem Haus? Folgte er mir? Während des Laufens wendete ich den Kopf, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß er mir – ich wünschte es sehnlichst – nicht auf den Fersen war. Da spürte ich einen heftigen Stoß gegen meine Beine, ich verlor das Gleichgewicht und schlug hin. Etwas Steinhartes raste in Sekundenschnelle auf mich zu, und mein letzter Gedanke war: Jetzt hat er mich erwischt.

Als ich wieder zu mir kam, dröhnte mein Schädel, als sei er ein Betonmischer. Vorsichtig tastete ich ihn mit der Hand ab, er hatte kein Loch und schien äußerlich heil zu sein. Etwas Klebriges lief mir über das Gesicht. Blut. Als nächstes begann ich mich behutsam aufzurichten, zunächst meinen Kopf. Ich war erstaunt, es gelang. Rechter Hand entdeckte ich einen Pfeiler, an ihm zog ich mich hoch. Ich stand wieder auf, war zwar noch etwas umnachtet, begann aber mit der unausrottbaren Neugier, die in mir steckt, die nächste Umgebung zu prüfen. Langsam begriff ich, was geschehen war. Jemand hatte die Zufahrt zu seinem Grundstück betoniert und die Stelle mit Latten abgesperrt, damit ihm niemand Fußabdrücke auf den frischen Beton setzen sollte. Ich hatte beim Laufen zurückgeschaut, war zu nahe an den Rand des Weges geraten, über die Absperrung gestürzt und mit dem Kopf auf den bereits harten Beton geschlagen.

Der Mann hatte seine Hand dabei nicht im Spiel gehabt. Doch einen Augenblick lang hatte ich wahnsinnige Angst,

sein nächstes Opfer zu werden. Und ich machte mir nichts vor, wäre der Aufprall noch heftiger gewesen, hätte es meinen Kopf an einer gefährdeten Stelle erwischt, ich wäre die ganze Nacht dort liegengeblieben, bewußtlos, blutend, hilflos. Erst am Morgen hätte mich vielleicht jemand gefunden. Und wenn dieser Jemand er gewesen wäre? Er hätte sich an meinem Anblick geweidet. Er hätte mich als viertes Opfer in die Zahl seiner Morde einreihen können.

Obwohl ich noch immer etwas benommen war, traute ich mir den Weg zum Bahnhof zu. Ich preßte ein Taschentuch gegen die Stirn, um das Blut zu stillen, und machte bedächtig Schritt für Schritt. Jeder Meter, den ich mich von diesem Irren entfernte, erleichterte mich.

1. Auflage

Lizenz-Nr.: 409-160/125/85 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Gerhard Bunke
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 652 3

00045

31235